

Der Kerschitter See



Kerschitten

Auszug aus
„Das Kirchspiel Königsblumenau“

Chronik, Geschichte und Berichte

Zusammengestellt, ergänzt und erarbeitet von
Horst Zlomke

Kerschitten

Der Name Kerschitten hat das prussische Wort „kerse“ in seinem Ursprung, welches auf das Vorhandensein von Wasser hinweist. Der dortige nunmehr 50 Hektar große See dürfte, nach der Geländeform zu urteilen, einstmals bedeutend größer gewesen sein. Das südwestliche Hochufer des Sees, bot einst einen idealen Siedlungsplatz. Gepaart mit den Erträgen des Sees war der auf einem milden Lehmboden wachsende Wald Lieferant einer Vielzahl von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen.

Der Ritterorden richtete 1391 in Kirsiten (Kerschitten) ein Kammeramt ein. Näheres ist hierüber bereits in der Beschreibung von Krapen berichtet. – In dem Ort waren prussische Bauern, kleine Freie und Witinge (Witing = in etwa Begleiter eines Ritters) ansässig. Die Gemarkungsgröße wird mit 31 Haken (155 Hektar) angegeben. Mit dem Ende des 13-jährigen Krieges (1456) waren des Ritterordens Kassen leer und zugleich bestand ein hoher Bedarf an Kriegern. Der derzeitige Hochmeister Heinrich von Richtenberg wandelte daher Kerschitten in ein Dienstgut um. Das heißt, er belieh damit den bisherigen Inhaber von Kaiserwalde (Kreis Mohrungen) mit Kerschitten gegen die Verpflichtung, bei kriegerischem Bedarf einen schweren Reiter mit der entsprechenden Begleitung zu stellen. Nunmehr musste das Kammeramt umstrukturiert werden. Ein Teil der dazugehörenden Orte kam zum Amt Preußisch Mark. Mit anderen Orten, wozu auch Kerschitten gehörte, wurde das Amt Dollstädt eingerichtet. Diesem Amt gehörten später nur Orte an, die sich in landesherrlichem Besitz befanden.

Wie es vielfach anderenorts praktiziert worden war, wurde in Kerschitten von den Beliehenen ein eigener Hof eingerichtet. Dessen Lage war mit dem späteren Gutshof identisch. Die Bauern des Ortes mussten auf dem Gutshof Scharwerksdienste leisten. In Kerschitten werden allerdings auch zwei Gärtner nachgewiesen. Gärtner waren nach dem damaligen Begriff Besitzer von wenig Eigenland, die auf einem Gutsbetrieb ihren Broterwerb fanden.

In den Jahren 1538 – 1562 war in Kerschitten Ehrhard von Rossen ansässig. Danach gelangte der Ort in den Besitz derer von Reibnitz. Die von Reibnitz' sind ein sehr altes schlesisches Adelsgeschlecht, welches im Raum Hirschberg seinen Stammsitz hatte. Dieses Geschlecht breitete sich in Pommern, Preußen, der Lausitz und im Kurland aus. 1629 wurde ein Oswald von Reibnitz, er war Hauptmann auf Preußisch Mark, Besitzer von Kerschitten. 1795 erwarb Johann Georg von Reibnitz in Brodsende ein etwa neun Hektar großes Wiesengrundstück und gliederte dieses Kerschitten an. Es ist als Jungviehweide genutzt worden. Im gleichen Jahr wurde Johann Georg von Reibnitz Besitzer des benachbarten Ortes Geißeln. (Hierzu gehörte das spätere Vorwerk Charlottenhof). – Kerschitten und Geißeln sind bis 1945 als Majorat im Besitz derer von Reibnitz geblieben. Andere Orte

in der Region – der Kirchengemeinde Königsblumenau waren es Rossitten, Petersdorf und Krapen – sind es zeitweise gewesen.

Der letzte von Reibnitz, der diesem Majorat vorstand, war der am 19. 7. 1890 geborene Leopold Albrecht. Er erreichte als Berufssoldat den Rang eines Generals. Berufsbedingt wechselte er mehrfach den Wohnort und hat in Kerschitten nie gewohnt. Das Majorat ließ er von Kurt Walzer, den er mit einer Generalvollmacht ausgestattet hatte, verwalten.

1785 wird Kerschitten als adliges Vorwerk und Dorf aufgeführt. Die dann 1807 von Freiherr vom Stein in die Wege geleitete Bauernbefreiung hat offensichtlich die Kerschitter Bauern von ihrem Besitz „befreit“. Solches ist im Laufe dieser Aktion, die 1859 ihren Abschluss fand, 10 000en Bauern widerfahren.



Vom Südost-Ufer Blick auf den Kerschitter See

Das Gut Kerschitten

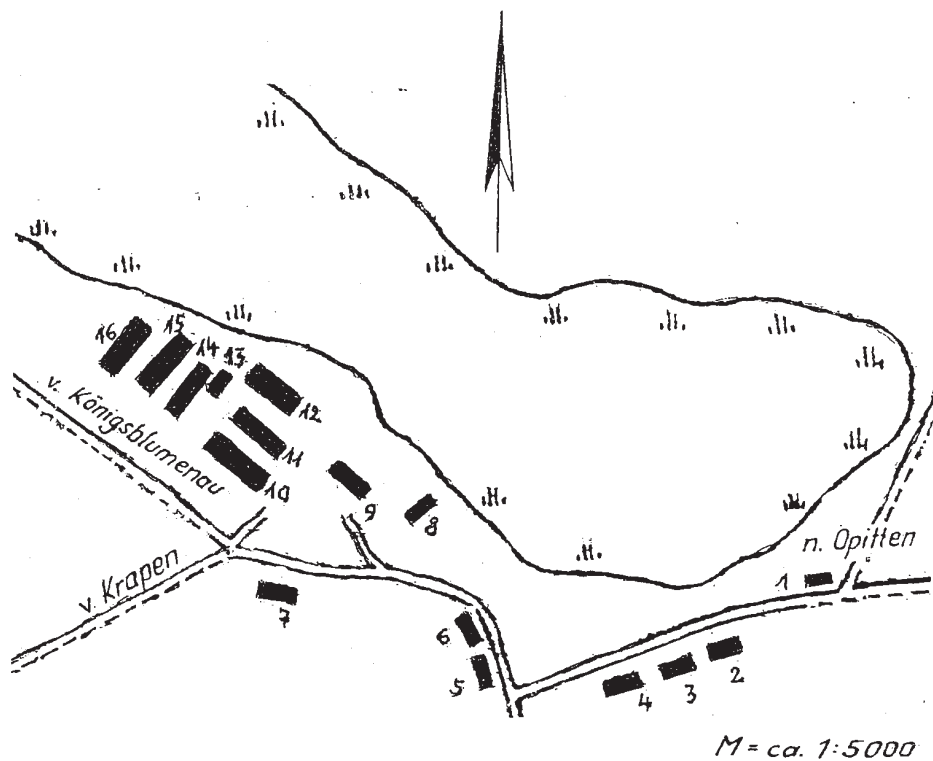
Kaum 100 Einwohnern war er Heimat, der kleine Ort Kerschitten. Fernab von lauter Straße, vom Bahnverkehr, von Hast und Lärm der Städte war er gelegen, eingebettet in eine heile und von wohlthuender Einsamkeit umgebenen Natur. Eine von alten Linden gesäumte Straße, sommers staubig, im Frühjahr und Herbst von Ackerwagen durchfurcht und des Winters Schnee verdeckt, durchzog den Ort. Wenn die Bäume unbelaubt waren, gaben sie den Blick frei auf einen See, eine tiefblaue, sich weit ausdehnende Fläche, Melancholie umweht. Kerschitten, ein Ort, um die Seele baumeln zu lassen, sich auszuruhen. Das mag alles etwas pathetisch klingen, aber es war Realität. Doch für die Bewohner des Ortes waren zum Ausruhen nur der Sonntag und der Feierabend reserviert. Sie fanden allesamt den Broterwerb in der Landwirtschaft. Und in der roch es seit jeher immer nach Arbeit. Die hier Beschäftigten hatten, ausgenommen in der Winterzeit, einen langen Arbeitstag. Auch der Samstag war ein solcher.

Nach einem recht ausgedehnten Winter hatte es das Frühjahr immer sehr eilig. Es schien, als wäre der liebe ostpreußische Herrgott bemüht, das Versäumte nachzuholen. Noch lag in den Schluchten und Hohlwegen Schnee, schmutziggraue Schneemassen, da begann auf dem Acker schon die Feldbestellung. Und in den hohen, blauen Himmel stieg jubelnd die Lerche. Alle waren sie wieder da, der Wippzägel, wie das Bachstelzchen genannt wurde, die Schwalben in ihren am Gebälk in den Stallungen klebenden Nestern und auch die beiden Storchpaare. An der Ankunft „unseres Storchs“ nahmen alle Dorfbewohner Anteil. Dem Storch, dem „Adeboar“, haftete noch viel von der Verehrung an, die ihm einst von unseren prussischen und germanischen Vorfahren zuteil wurde. So auch der Glaube, dass dort, wo er sein Nest gebaut hat, nicht der Blitz einschlägt. Und die Kinder sahen in ihm den Bringer der Babys. Sie, die keineswegs eine bigotte Erziehung erfahren hatten und schon sehr früh wussten, wo „der Barthel den Most holt“, tragen ihm die Bitten vor: „Storch, Storch, Bester . . .“ und „Storch, Storch, Guter . . .“. Und die Kerschitter Störche nahmen sich der Bitten an, waren großzügig im Kinderausteilen und sorgten dafür, dass dort die Wiegen ausnehmend gut besetzt waren.

Im leichten Sommerwind wogten die weiten Getreidefelder. Flimmernde Hitze strahlte das duftende, reifende Korn aus. Und die blühenden Linden, Bienen umsummt, rauschten ihr altes Lied. Mittsommer, Tage ohne dass es richtig Nacht wurde. Es war, als ob die Natur scheinbar keiner Ruhe bedurfte. Vom nahen See klang vielstimmiges Froschkonzert, untermalt vom Schluchzen und Schlagen des Sprossers, der ostpreußischen Nachtigall. Dazu vibrierte die Luft vom tausendfachen Zirpen der Grillen, gleichsam, als trugen kleine Schneiderlein mit ihren Nähmaschinen einen Wettstreit aus. Geschäftig huschten, sanfte Bogen beschreibend, Fledermäuse durch das diffuse, abendliche Dunkel.

Lageplan von Kerschitten

Stand: 1944



- 1, 2, 3, 4 Insthäuser
- 5 Schmiede
- 6 Maschinen und Geräte
- 7 Insthaus
- 8 Speicher
- 9 Gutshaus
- 10 Pferde- und Kuhstall
- 11 Schweine- u. Geflügelstall
- 12 Seescheune
- 13 ehemaliger Schafstall
- 14 Stellmacherwerkstatt
- 15 Haferscheune
- 16 Blumenauer-Scheune

Nicht auf dem Lageplan verzeichnet ist die in der Feldmark, in Richtung Fuchsberg, gelegene Scheune und die zu den Insthäusern gehörenden Nebenbaulichkeiten

2003 existierte von den genannten Baulichkeiten lediglich das Insthaus Nr. 4

Und in Büschen und Sträuchern leuchteten die Laternchen der Glühwürmchen.– Ein eigenartiger Zauber lag über diesen lauen Nächten, lag über allem, ließ die Mühsal des Tages so fern erscheinen. Doch nicht immer war die Welt so heile, gab es auch Jahre, in denen es zur Erntezeit regnete Tag und Nacht. Und die Natur konnte sich scheinbar nicht entschließen, daran etwas zu ändern. Sorgenvolle Blicke auf die Felder, wo die Getreidehocken grüne Kappen bekamen, das Korn auswuchs, eine starke Wertminderung erfuhr.

Dann der Herbst, der den Sommer an Schönheit übertraf, farbenfroh, Altweibersommergespinst, orangerotes Leuchten der Quitschendolden (Ebereschen). Langsam gaben die Nebelschleier der Nacht Feld und Wiesen frei und zogen sich auf die Mitte des Sees zurück. Der Rauch verbrannten Kartoffelkrautes wehte über das Land. Gewaltig klang vom nahen Wald der Hirsche Liebeslied. Die Schwalben und Störche und die Schar der gefederten, kleinen Sänger nahmen Abschied. Formationen der Wildgänse zogen trompetend und klagend die der stolzen Kraniche am Himmel entlang in Richtung südlicher Gefilde. Nun war die Zeit der Rüben-ernte, eine schwere und schmutzige Arbeit. Zuerst wurden die Futterrüben, es waren Massentrüben, die sich günstig auf die Milchleistung der Kühe auswirkten, geerntet. Deren Einlagerung erfolgte in einem beim Kuhstall gelegenen Raum, vor allem jedoch in Mieten, wo sie mit Stroh und Erde eingepackt, vor Frost geschützt waren und nach Bedarf entnommen werden konnten.

Die letzte und schwerste Ernte des Jahres war die der Verkaufsfrucht Zuckerrübe die mit dem Rübenkörper tief in der Erde saß. In Kerschitten erfolgte deren Ernte noch von Hand. Mit einer speziellen, zweizinkigen Grabegabel wurde die Rübe angehoben und dann in Reihen gelegt. Mittels Spaten oder großem Haumesser erfolgte die Abtrennung des Rübenkopfes mit den anhaftenden Blättern vom Rübenkörper. Im benachbarten Ober-Krapen war man diesbezüglich bereits fortschrittlicher. Mit einem von Pferden gezogenen Köpfschlittens erfolgte dort das Köpfen der Zuckerrüben, solange diese noch in der Erde steckten. Der Rübenkörper selbst wurde mit einem besonderen Pflug ausgepflügt. Das Zuckerrübenblatt, ein hochwertiges Viehfutter, wurde in Kerschitten frisch verfüttert, also nicht siliert. Da zur Erntezeit dieser Rüben die Kühe schon aufgestallt waren, fuhr man das Rübenblatt zum Kuhstall. Bei der Abfuhr der Zuckerrüben vom Feld bis zur festen Straße waren sechs Pferde erforderlich, denn die großen, eisenbereiften Ackerwagenräder schnitten tief in den weichen Leimboden ein, und an dem Schuhwerk und an den Beinen der Pferde haftete der gute, fruchtbare Rübenacker. Die Rüben kamen auf dem Bahnhof in Königsblumenau zur Verladung in offene Güterwaggons zum Versand in die 1880 gegründete Zuckerrübenfabrik in Altfelde. Da dort die Lagermöglichkeiten für die Rüben sehr beschränkt waren, zog sich deren Anlieferung bis in den Dezember hin. – Zwei Ackerschlepper, ein Deutz und ein Bulldog, robust und eisenbereift, zogen, je mit einem Zweischarpflug ausgerüstet, die Winterfurche. Als Treckerfahrer fungierten Fritz Markau und ein Kriegsgefangener. Ob mit Pferdegespann oder Traktor: jedes Pflügers Ehrgeiz war



Das Herrenhaus von Kerschitten um 1860; nach einer Zeichnung von Alexander Ducker



Die auf dem Foto im Vordergrund sichtbare Uferzone, die einst als Pferdeschwemme und im Sommer als Badestrand diente, hat sich, wie so vieles, völlig verändert.

es, eine schnurgerade, gleichsam eine ästhetisch saubere Furche zu ziehen, denn sie sollte nicht aussehen, als „hätte der Bulle gepisst“.

Rau waren die Winde, die über die leeren Felder strichen, Winde eines kontinentalen Klimas. Vor diesen Schutz suchend, duckten sich die Hasen tief in die Ackerfurchen. Allmählich nahm der Winter Ostpreußen fest in den Griff. Angepasst an das kürzere Tageslicht, wurde in den Monaten Dezember und Januar nur halbtags gearbeitet, und zwar von acht bis 15 Uhr, einschließlich einer halben Stunde Frühstückspause. Die sonst übliche Arbeitszeit, einschließlich Mittags- und Kaffeepause, begann um sieben Uhr und endete um 19 Uhr. – Einige Wochen klang jetzt das Brummen der Dreschmaschine in dem Ort, erfolgte der Drusch des in den Scheunen eingelagerten Getreides. Von einer Lokomobile wurde der Dreschkasten angetrieben. Deren Wartung oblag dem Schmied und war recht arbeitsaufwändig. Etwa zwei Stunden vor Dreschbeginn musste er die Lokomobile mit Steinkohlen anheizen, damit sie für den Druschbetrieb die nötige Dampfkraft hatte. Das Umsetzen der Lokomobile an einen anderen Dreschplatz war ein ziemlicher Kraftakt und erforderte mindestens acht zugfeste Pferde. – Ja, in der technischen Ausstattung war Kerschitten unabstreitbar ein Nachzügler. Längst hatten sich die umliegenden Orte an das öffentliche Stromnetz angeschlossen. In der Nachbargemeinde Rossitten zum Beispiel geschah dieses 1935. In Kerschitten aber gingen diesbezüglich die Uhren langsamer, blieb man dem warmen, bescheidenen Petroleumlicht treu. Ohne elektrischen Strom war jedoch eine effektive Technisierung der Innenwirtschaft nicht möglich. So musste das in den Stallungen und im Gutshaushalt benötigte Wasser noch von einem mit zwei Pferden bespannten Rosswerk (Göpel) in einen großen Vorratsbehälter gepumpt werden. Und der Schweizer war den Launen eines Benzinmotors ausgesetzt, den er zum Antrieb des Rübenschneiders benötigte.

Die erdroschenen Getreidekörner, soweit sie nicht zum Verkauf bestimmt waren, kamen zur Einlagerung auf den Getreidespeicher. Ein Mal im Jahr ersetzte auf diesem Speicher der dort noch leere Kornboden die im Ort fehlende Lokalität. An einem Samstag im September wurde dort das Erntefest gefeiert, mit Speisen und Getränken, spendiert vom Betrieb. Zum Tanz spielten die Dorfmusikanten auf. Und diese Kapelle brauchte sich bezüglich ihres Könnens keineswegs zu verstecken. Zwar hatten sie alle keine musikalische Ausbildung erfahren, verfügten jedoch über natürliches Talent und fanden vor allem Spaß am Musizieren. Der Senior der Kapelle war der Schlagzeuger August Klozowski, Fritz Schmidt spielte die Geige, Akkordeonspieler waren Fritz Markau und Herbert Kemke als Jüngster in der Gruppe. Die letzten drei der Musikanten sind, wie es so schön verbrämt heißt, auf dem Felde der Ehre geblieben. Sie spielten die alten, schönen Tänze, wobei man so herrlichen körperlichen Kontakt zum Tanzpartner hatte, Walzer und Tango, Rheinländer und Schieber. Und den Text der Melodien, manchmal sogar ein bisschen frivol, andere wieder recht anspruchsvoll, verstand man, konnte ihn mitsingen. Ja, die Musikanten, sie machten damals noch ehrliche Musik. Sie haben

nicht die Tänzer mittels kostspieliger Technik und oft geringem eigenen Können „zugedröhnt“. – Bis in den frühen Morgen wurde geschwoft (getanzt).

Auch der Herr Major mit der Hausdame waren Teilnehmer des Festes. Herr Major machte seine Pflichttänzchen – im Tanzen war er Meister, alte preußische Offiziersschule – und ein Prösterchen mit den Mannsleuten. Auch wenn Herr Major in Stimmung gerieten, etwas leutselig wurde, wahrten Herr Major immer Distanz. – Nachdem er im Laufe des späten Abends die Lokalität verlassen hatte, wurde es richtig zwanglos gemütlich und gewann an Dynamik. Es war gut, dass man die harten Getränke rationiert hatte. Das gereichte der Emma Klozowski zum Vorteil, verlor ihr Mann, der August, wenigstens nicht die Selbstkontrolle, denn dann konnte er ganz schön gnietsch werden – ihr gegenüber. Man hörte ihn sonst oft trällern:

„Gib doch dem Kind die Milch, gib doch dem Vati das Bier,
dann schenkt der Vati der Mutti ein Küsschen dafür.“

Dann gab es in der Nazizeit noch das offizielle, von der Partei gesteuerte Erntedankfest. Das spielte sich in Königsblumenau mit Umzug, Ansprache und abendlichem gemütlichen Ausklang ab. Kerschitten nahm an dem Umzug mit einem entsprechend geschmückten, „vierelang“ (mit vier Pferden bespannt) gefahrenen Erntewagen, besetzt vor allem mit der Jugend, teil.

Mit Musik klang in Kerschitten in der warmen Jahreszeit so mancher Sonntag aus. Man spielte mal vor diesem, mal vor jenem Haus. Die Jugend nutzte die Gelegenheit, es wurde geschwoft, und das auf Gottes natürlichem Parkett. Auch die älteren Semester fanden sich „fir en Stundche“ ein, ließen sich von den Melodien forttragen bzw. zurücktragen in ihre eigene Jugendzeit. „Ach jache, ja ja.“

Der Kerschitter See

Bei einer Länge von 1000 Metern hatte der See eine Größe von 20 Hektar. Seine schmalste Stelle betrug 140 Meter. Der See wurde von Quellen gespeist. An seinem nördlichen Ende befand sich ein Abfluss in Form eines Bächleins. Dieses führte westlich an Heiligenwalde vorbei. Seinen direkten Weg zur Sorge hatte man ihm dort verwehrt und ihn in dem so genannten Mühlenfließ nach Alt-Dollstädt geleitet. Erst hier gelangte sein Wasser, nachdem dessen Kraft zum Betreiben einer Mühle genutzt worden war, in die Sorge.

Der See, in der näheren und weiteren Umgebung der größte seiner Art, mit weitgehend Baum bestandenen Ufern, lag in paradiesischer Ruhe. Ihn störten keine Sportboote und schon gar nicht Motorboote. Ab und an sah man den Pächter des Sees, den Fischer aus Preußisch Mark, mit einem Boot zu den Stellnetzen rudern. Oder einer der Dorfschullehrer aus der Umgebung ließ sich von der Idylle faszinieren und von dem – natürlich mit Anglererlaubnisschein – aus dem See gezogenen Prachtexemplar von Hecht begeistern. Lehrer Bartock aus Powunden scheute hierfür nicht die von ihm zu bewältigenden acht Kilometer Fußmarsch. – Ja, auch wer kein „Kerschitter Kind“ war, den nahm der Zauber dieses Sees, die unverbrauchte Naturlandschaft, gefangen. – Der See, frei von Abwässerzuflüssen, hatte eine hervorragende Wasserqualität und dementsprechend einen guten artenreichen Fischbesatz. Den Kerschitter Bewohnern war der Fischfang mittels Angel gestattet, nur sie machten, schon allein aus Zeitgründen, wenig Gebrauch davon. Und die größeren Jungen hatten für das Angeln keine Ausdauer. Wenn aber die Weißfische laichten, schöpften sie diese mit aus Weidenruten geflochtenen Kartoffelkörben aus dem Wasser. Die Mütter dieser Petrijünger waren von dem Fischsegen allerdings wenig begeistert. So wanderten dann diese kleinen, grätenreichen Fische in den Schweinstrog.

Das besagt aber nicht, dass die Kerschitter Bewohner Fischabstinenzler waren. Wenn Oskar Knorr aus Heiligenwalde mit seinem von zwei Pferden gezogenen Kolonialwaren-Verkaufswagen kam, was jede Woche ein Mal geschah, erstand man bei ihm gerne Salzheringe. Zehn Stück waren für fünf Dittche (50 Pfennig) zu haben. Heringe in Schmand – Schmand hatte man ja genug von dem eigenen Kuhche – da konnte man sich „forts ambaschtich essen“ (überessen).

Da an tierischen Fischräubern höchstens ein paar der scheuen Fischreiher vom Ufer aus versuchten, Beute zu machen, kam der Fischereipächter gut auf seine Kosten. Er fischte den See jeweils ein Mal im Sommer und ein Mal im Winter ab. Vertragsgemäß belieferte er mit den Fängen aus den Stellnetzen regelmäßig den Gutshaushalt mit Fischen. Genauer gesagt, tat er diese Fische in einen verschließbaren Hälterungskasten, aus dem sie nach Bedarf entnommen wurden.

Nahe dem Gutshof befand sich eine sandige, flache Uferzone des Sees. Diese war als Badestrand auserkoren und genügte vollkommen den bescheidenen Ansprü-

chen der damaligen Zeit. In den hochsommerlichen Tagen befand sie sich fest in Kinderhand. Und das nicht nur in der Hand Kerschitter Kinder, sondern auch der Kinder benachbarter Orte. Naturbelassen wie die Badestelle selbst waren auch die Kinder, die Kleineren sowieso „ohne nuscht“ (nackt), bei den Größeren bedeckten Schlüpfer oder Turnhose verschämt die Blöße. Quirlender Betrieb und die Kinder waren vollkommen sich selbst überlassen. Erstaunlich selten traten Badeunfälle auf. Wenn die kleinen „Gnossel“ erst laufen konnten, hielten sie sich auch bald mit „Hundchepaddeln“ über Wasser.

Des Abends, wenn die Badestelle kinderfrei war, fanden sich dort die Erwachsenen ein, allerdings vorwiegend die unverheirateten. Es waren die Stunden, in denen die Herzen aufgehen. Ab und an verhaltenes Kichern. – Leise plätscherten die Wellen, flüsterte das Schilf. Diskretes Licht spendend, sah der Mond dem Treiben schmunzelnd zu.

Die Älteren, sie saßen arbeitsmatt auf der Bank vor dem Hause. Die Vorbereitungen für den nächsten Arbeitstag waren getroffen, das „Klopfen“ (Dengeln) der Sensen verklungen. Ja, ganz ohne Sensen kam man damals bei der Getreideernte nicht aus. Mit der Sense mussten die Getreidefelder angemäht werden, um so den ersten Fahrweg für die von Pferden gezogenen Mähmaschinen zu schaffen.

Diese oben genannte gutshofnahe, sandige Uferstelle wurde auch als Pferdeschwemme genutzt. Die Gespannführer lenkten zum Feierabend die Pferde dorthin, damit deren Beine vom Schmutz des Arbeitstages gereinigt wurden. Wenn dabei der Wallach mal äppelte oder die Kobbel es plätschern ließ – was soll's, alles Natur.

Das Jahr neigte sich dem Ende zu. Kerschitten schien jetzt noch abgeschiedener als sonst, denn gleich einem weißen, weichen Tuch hatte der Schnee das weite Land zugedeckt, in tiefes Schweigen gehüllt. Endlich war er da, der Schnee, der Schutz der Saaten vor den strengen Frösten und von den Kindern herbeigesehnt. Sie nahmen davon fröhlich Besitz. Von der Lucht (Dachboden) wurde der Schlitten, oft ein väterliches, recht massives Eigenbauprodukt, heruntergeholt. Und Rodelmöglichkeiten gab es praktisch vor jeder Haustür. Doch die größeren Kinder verlangte es nach Anspruchsvollerem. Solches bot ein langgezogener Hang in der beim Fuchsberg gelegenen Kuhweide. Ganz Fortgeschrittene versuchten sich sogar auf Skiern. Der handwerklich talentierte Fritz Markau zauberte solche Prachtexemplare aus einfachen Fichtenbrettern. Na ja, man konnte damit keine Weltmeisterschaft gewinnen, doch Heinz Schurr rutschte darauf mit vor Stolz geschwellter Brust sogar die drei Kilometer bis zur Schule in Rossitten.

Bereits seit einigen sternklaren Nächten zauberte der Frost filigrane Eisblumen auf die Stubenfenster. Und auf dem See hatte sich eine langsam dicker werdende Eisschicht gebildet. Endlich war die so stark, dass die winterlicher kindlichen Aktivitäten auch dorthin verlegt werden konnten. Doch Schlittschuhe waren eine

Kostbarkeit, über die nicht jedes Kind verfügte. Dann schurgelte man eben. Dazu eigneten sich besonders die Holzschlorren, an denen die Absätze bereits abgelaufen waren. Oder man tat „Piggen“. Dazu wurden zwei etwa 50 Zentimeter lange, kräftige Stöcke benötigt, an deren einem Ende ein starker Nagel, dem man vorher den Kopf abgekniffen hatte, eingeschlagen worden war. Mit diesem Nagel bewehrten Stöcken konnte man sich, auf einem Schlitten sitzend, ganz schön in Schwung bringen. Im Winter 1943/44 ereignete sich dabei ein tragischer Unfall. Der 15 Jahre alte Emil Röwer hatte die Tragfähigkeit des Eises überschätzt und brach auf diesem ein. Sein Versuch, sich auf das Eis zu ziehen, misslang, da die Eiskanten immer wieder abbrachen. Die sich unweit der Unfallstelle befindenden Kinder konnten ihm nicht helfen. Emil Röwer wurde erst im Mai von dem Fischereipächter mit dem Zugnetz nach wiederholtem Auswerfen desselben geborgen. Offensichtlich hatte sich der Leichnam an irgend einem Hindernis am Seegrund festgesetzt.

Und dann war da das Eiskarussell. Dafür wurde ein kräftiger Pfahl durch die Eisdecke in den Seegrund getrieben. Auf dem Kopfende des Pfahls befand sich ein stabiler Rundbolzen. Hierauf hängte man eine mit einer Rundöse versehene, möglichst vier bis fünf Meter lange Stange. An deren Ende befestigte Rodelschlitten erreichten, wenn das Karussell vom Pfahl aus angeschoben wurde, eine ganz schön riskante Geschwindigkeit. – Von den Erwachsenen wurde die Eisdecke kaum strapaziert.

Borris, der französische Kriegsgefangene, machte da eine Ausnahme. Die französischen Kriegsgefangenen genossen auch in Kerschitten eine sagenhafte Freiheit und so konnte Borris, angeblich ein Eiskunsläufer, in seiner Freizeit auf dem Eis seine Künste pflegen, sich mit Achten und Pirouetten vergnügen. Ein neidvolles und dankbares Publikum fand er in den Kindern. – Bei der ostpreußischen, relativ trockenen Luft empfand man Minustemperaturen von 20 Grad und mehr keineswegs als unangenehm. Und im Laufe des Februars hatte das Eis eine Stärke von mehr als 30 Zentimetern. Nun wurde Eis geerntet. Eine glitschige, feuchte Angelegenheit, bei welcher man sich so genannter Eiskrallen bediente. Das Eis wurde in Blöcke geschnitten und in dem nahe dem Speicher gelegenen Eiskeller eingelagert. Des Abends begoss man die eingelagerten Eisstücke mit Wasser, und der Frost der Nacht ließ alles zu einem kompakten Eisblock zusammen frieren. Wichtig war zum Schluss eine gute Isolierung gegen Wärmezutritt. Dieses geschah vor allem mittels einer dicken Schicht Spreu. Das eingelagerte Eis, portionsweise dem Eisblock mit einem Eispickel entnommen, ersetzte im Haushalt weitgehend den heute so selbstverständlichen Kühlschrank. Und der Kerschitter Gutshaushalt war Nutznießer dieses Eisvorrats, der bis in den Oktober hinein reichte. Übrigens wurde im Eiskeller auch das erlegte Wild, vor allem Hasen und Rehe, über Monate eingelagert. Bei Bedarf im Gutshaushalt bediente man sich dieses Vorrats. – Das Eis ins Gutshaus zu schaffen, gehörte mit zu den Aufgaben von Schittermanns Hermann. Es war eine Arbeit für die frühen Morgenstunden.

Der Herr Major

Von den in Kerschitten Beschäftigten verlangte er, dass sie ihn mit „Herr Major“, seinem einstigen militärischen Dienstgrad, und dazu noch in der Dritten Person ansprachen. Das machte doch mehr her als sein Familienname, der ohne „von“ und „zu“ nur einfach Walzer lautete. Er ließ es gerne spüren, dass ihm sehr an Distanz lag und so war er allgemein auch außerhalb von Kerschitten der „Herr Major“ und nicht der Herr Walzer.

Kurt Walzer, Sohn eines Gutsbesitzers, war 1881 geboren und für die Offizierslaufbahn bestimmt. Mit Stolz hatte er einst, auserkoren von vielen, des letzten deutschen Kaisers, Wilhelm II., Leibgarde befehligt. So nahe dem damals sehr geschätzten Kaiserhaus und vor allem Seiner Majestät (SM) zu stehen, hob natürlich das eigene Selbstwertgefühl. Dem Kaiser muss der einstige Kommandeur seiner Leibgarde in angenehmer Erinnerung geblieben sein, denn zu dessen Geburtstag trafen in Kerschitten regelmäßig Glückwünsche von ihm, der seit dem 10. November 1918 in den Niederlanden auf Schloss Doorn im Exil lebte, ein. Dort verstarb er am 4. Juni 1941 im Alter von 82 Jahren. Wenn der Postbote Herr Schönborn diese Glückwünsche dem Herr Walzer überbrachte und auch seinerseits sehr ehrerbietig gratulierte, entkorkte dieser die Flaschen guten französischen Cognacs. „Herr Major, dem kann ich nicht widerstehen.“ Und schließlich hatte der Herr Major nur ein Mal im Jahr Geburtstag. Recht beschwerlich wurde dann der weitere Tag für den Postboten, hatte er doch noch die Orte Opitten und Stein zu bedienen, dabei insgesamt etwa zehn Kilometer unbefestigte Wegstrecke zurückzulegen. Und das mit einem Fahrrad, welches vorne und auf dem Gepäckträger mit einer mehr oder minder vollen Posttasche belastet war. – Ein mit einem Fahrrad ausgerüsteter Postzusteller hatte damals eine bis 23,5 Kilometer lange Wegstrecke zu bewältigen und dabei an die zwanzig Kilo Postlast zu befördern.

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges (9. 11. 1918) zerbrach des deutschen Kaiserreiches Herrlichkeit. Da auf Grund des Versailler Vertrages Deutschland nur ein 100 000-Mann-Heer zugestanden war, mussten zahlreiche Militärs den Waffenrock ablegen. Das betraf auch den Major Kurt Walzer. Der, gezwungenermaßen in Zivil geschlüpft, blieb im Grunde der einstige Gardeoffizier: Kaiser-Wilhelm-Bart, immer sehr gepflegt, die Hand geschmückt mit einem Brillantring und außer Hause stets behandschuht. Sein ganzer Stolz war der Inhalt zweier großer Truhen, randvoll mit einst vom ihm getragenen Uniformen, jeweils für die verschiedensten Anlässe, ferner Degen, Helme und sonstiges soldatisches Zubehör seiner Zeit.

Eine gewisse Distanz zu bestimmten Gerüchen in der Landwirtschaft während, inspizierte er den Schweinebestand mittels Fernglas von der Stalltür aus. In gleicher Weise verfuhr er am Kuhstall. Und das, obwohl ihm als ostpreußischem Großbauernjungen, die Gerüche keineswegs fremd waren. – Ja, die Landwirtschaft war wirklich nicht sein Ideal und Lebenszweck. Den Posten eines generalbevoll-

mächtigen Gutsverwalters, den er inne hatte, verdankte er wohl alter einflussreicher Kameradschaft. Und es ging in seiner Zeit mit Kerschitten aufwärts. Einmal war das bedingt durch den allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung nach 1933. Hauptsächlich aber, weil jetzt Majoratsherr Leopold Albrecht von Reibnitz war, der Kerschitten nicht ausplünderte. Auch das fachliche Können der von Kurt Walzer eingestellten Inspektoren trug zum wirtschaftlichen Aufschwung bei. Nicht unerwähnt sollen die Fähigkeiten des sehr tüchtigen, langjährigen Hofmanns Hermann Weiß sein. Und schließlich gab es in dem nahen Krapen den Nachbarn Ludwig Lehrbaß, bei dem man gerne und oft Ratschläge einholte. Leider, leider wurde man von dem aber nur mit „Herr Walzer“ angesprochen.

Sein Domizil hatte Kurt Walzer im Kerschitter Gutshaus. Das strahlte noch sehr viel altertümliche Gemütlichkeit aus: Ofenheizung, Petroleumlicht, keine Wasserleitung und Plumpsklo. Einzug hielt er dort mit der Berliner Offizierswitwe Frau Ida Warschuß. Die fungierte als Wirtschafterin, besser wohl als Hausdame, denn ganz und gar Dame war sie in ihrer Erscheinung und beanspruchte außerdem von den Untergebenen die Anrede „Gnädige“. Sie war Begleiterin von Kurt Walzer, wenn dieser auf Reisen ging oder Gesellschaften besuchte. Ein Mal im Jahr schnupperten beide ausgiebig Berliner Luft. Und dafür wurde von ihnen die im Januar in Berlin stattfindende Grüne Woche missbraucht. Nicht den landwirtschaftlichen Aspekten dieser Woche, den dort zur Schau gestellten Spitzentieren und modernsten Maschinen und Geräten, galt ihr Hauptinteresse, sondern dieses lag auf der gesellschaftlichen Ebene, anknüpfend an ihre einstige Berliner Zeit. – Der Besuch der Grünen Woche in Berlin und der im Sommer stattfindenden Ostmesse in Königsberg waren fast ein Muss für den ostpreußischen Großgrundbesitzer bzw. für denjenigen, der sich dazu rechnete. – Zum Ärgernis wurden immer die Berlin-Fahrten mit dem Zuge. Hier war man beim Passieren des polnischen Korridors den offensichtlichen Schikanen der Polen ausgesetzt.

Zum Gutshaushalt in Kerschitten gehörten ein Stuben- und ein Küchenmädchen. Etwa alle vier Wochen war „große Wäsche“. Hierzu kamen Instmannsfrauen ins Gutshaus. – Das Wäschewaschen war damals ein aufwändiges Unternehmen. Über Nacht wurde die Wäsche in einem mit „Henko“ angereicherten Wasser eingeweicht und nächsten Tages in einem anderen Wasser unter Zusatz von „Persil“ gekocht. Dann erfolgte das Waschen von Hand mit anschließendem Spülen in klarem Wasser. Schließlich wurde die Wäsche zum Trocknen aufgehängt oder sonntags zur Bleiche auf dem Rasen ausgebreitet und dort über Stunden feucht gehalten.

Mit im Gutshaus wohnte der jeweilige Inspektor. In einem Anbau des Hauses war das von diesem geführte Gutsbüro untergebracht. Hier wurden auch die büromäßigen Arbeiten der Gemeinde Krapen erledigt, deren Bürgermeister Kurt Walzer seit 1937 war. Kurt Walzer hat an diesem Schreibtisch weder in seiner Eigenschaft als Gutsverwalter noch als Bürgermeister je Platz genommen. Und seinen privaten

Schreibtisch benötigte er, um auf ihm zwecks Befragung des Orakels die Spielkarten auszubreiten. Allerdings bezeichnete er dieses Spielchen als Patience – klang natürlich vornehmer.

Über die Bewirtschaftung von Kerschitten vor Kurt Walzer liegen nur ungenaue Angaben vor. Erwiesen ist, dass die von Reibnitz diesen Besitz nicht immer selbst bewirtschaftet, sondern zeitweise verpachtet hatten. So war vor 1899 Erich Borchert, der spätere Besitzer von Adlig Powunden, Pächter dieses Gutes. Ihm folgte, ebenfalls als Pächter, ein W. Kippe.

Danach sind nur noch Gutsverwalter bekannt. 1920 war dieses ein Administrator namens Siegfried Preibsch. Mündlich überliefert ist ein Administrator Michael Wenzel. Er gehörte zu der einst in Königsblumenau zahlreich vertretenen Wenzel-Sippe. Der Nachwelt blieb er dadurch in Erinnerung, dass er sich bei einem Wetttrinken regelrecht zu Tode gesoffen hatte. Auch Kurt Dauskarth, der bei der Bewirtschaftung des Rittergutes Rossitten sehr erfolgreich war, hat sich in Kerschitten versucht.

Wirtschaftlich befand sich Kerschitten Ende der 20er und Anfang der 30er Jahre auf rasanter Talfahrt. Ursache hierfür war nicht allein die zu der Zeit allgemein schlechte wirtschaftliche Lage, sondern vor allem ein Hans von Reibnitz als Majoratsbesitzer, der in Berlin seinen Wohnsitz hatte und sich von Monte Carlo sehr angezogen fühlte. Er verstarb und bei dem relativ kurzzeitigen Nachbesitzer kam es so weit, dass die Kerschitter Arbeiter weder geldlich noch entsprechend mit Naturalien entlohnt werden konnten. Sie streikten daraufhin. Jedoch wurde in jedem Fall die Versorgung der Tiere gewährleistet. Administrator war in jener Zeit ein Major a. D. Walter Neukauff.

Worüber Kerschitten damals reichlich verfügte, waren Quecken. Der Not gehorchend, verwendete der Administrator diese als Pferdefutter. Er ließ sie vom Felde fahren, mehr oder weniger im See von der anhaftenden Erde säubern und an die Pferde verfüttern. Vorprogrammiert waren dadurch bei den Pferden Kolikerkrankungen – zum Teil mit Todesfolge. – Administrator Neukauff war der Vorgänger von Kurt Walzer gewesen.



1 Heinz Schurr – 2 Erich Schurr – 3 Fritz Markau

Auf dem Kartoffelfeld in Richtung Fuchsberg hatten sie Kartoffeln behäufelt. Je Häufelpflug wurde ein Pferd vorgespannt. Die Person, die den Pflug führte, lenkte im allgemeinen das vorgespannte Pferd mittels einer Einspännerleine. Im vorliegenden Fall war man mit den Arbeitskräften verschwenderisch umgegangen und ließ das Pferd von einer zweiten Person am Zügel führen.



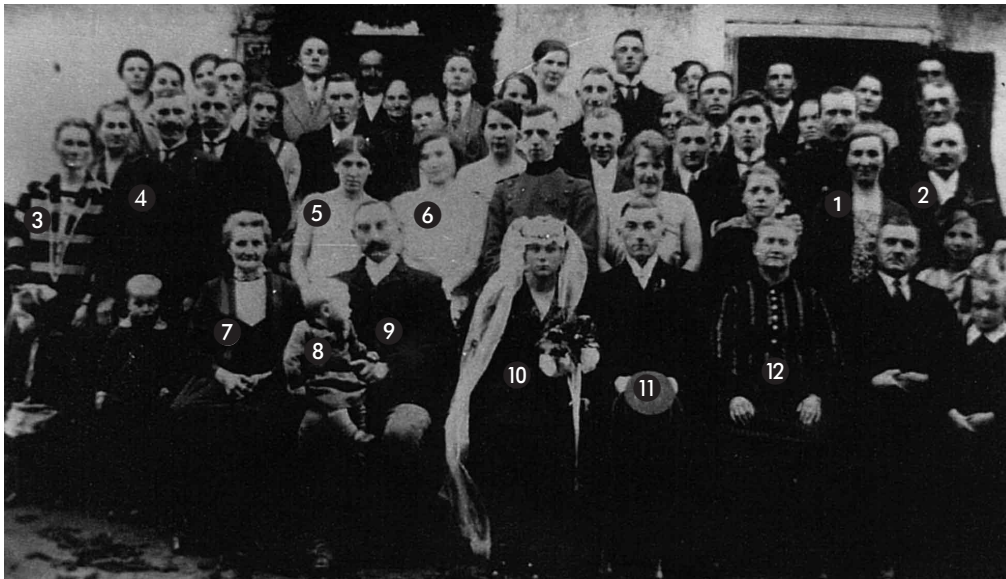
1 Ernst Siegenthaler – 2 Trude Markau – 3 Fritz Markau – 4 August Klozowski

Betriebsausflug an einem Samstag im Juni 1938

Mit zwei Leiterwagen, diese längsseits mit Sitzbrettern ausgestattet und jeweils viereckig gefahren, startete die Kerschitter Belegschaft zu einem Betriebsausflug. An flüssigem Proviant war reichlich Fassbier gebunkert worden. Mit „Muss i denn, muss i denn . . .“, intoniert vom ortseigenen Musikanten und begleitet von den singfreudigen Ausflüglern, verließ man den Ort. Ausflugsziel war der in etwa 14 Kilometern Entfernung gelegene Ort Canthen. Dort hatte man Gelegenheit, den Rollbergbetrieb, das Fahren der Schiffe über einen Berg, diese einmalige Attraktion in Europa, zu erleben. Zu Speise und Trank wurde in eine Lokalität eingeladen. Und hier spielte die Musik zum Tanz auf. Am späten Abend rollten die Fahrzeuge wieder über die staubige Kerschitter Dorfstraße, fand ein schöner Tag seinen Abschluss. – Und Inspektor Samdt, der durchaus nicht ins Glas spuckte, war mit von der Partie, war immer „mittenmang“, aber wiederum nicht so „mittenmang“, dass aus dem distanzierenden „Sie“ ein kumpelhaftes „Du“ wurde. Ja, mit dem „Du“ ging man in Ostpreußen recht sparsam um.

Die Hochzeit von Erich und Martha Schurr, geb. Markau, 1928

Eine Hochzeit auf dem Lande hatte einst fast den Charakter eines Dorffestes, war eine willkommene Gelegenheit, dem Einerlei des Alltages zu entfliehen. Alle, Alt und Jung, nahmen daran teil – oder zumindest Anteil. Und das in betont festlicher Garderobe. Die Mannsleut taten sich sogar die Tortur von steifen Kragen und Schlips an. Dem Brautpaar mit den „guten Männern“, den Trauzeugen, stellte das Gut für die Fahrt zum Standesamt und zur kirchlichen Trauung einen Kutschwagen zur Verfügung. Für die Hochzeitsgäste, die an der kirchlichen Trauung teilnehmen wollten, wurde ein Leiterwagen mit Sitzgelegenheiten hergerichtet. Nach dem offiziellen Teil folgte daheim, in der Regel in der Wohnung der Brauteltern, eine recht ausgedehnte Feier. Allerdings waren die Räumlichkeiten dafür reichlich eng, vor allem wenn zum Tanz aufgespielt wurde und man dazu, witterungsbedingt, nicht nach draußen ausweichen konnte. Für gutes und reichliches Essen und Trinken war gesorgt worden, heiratete man doch einst in der Regel nur ein Mal im Leben, denn zu einem Konkurs der Ehe kam es damals relativ selten. – Der Stimmungsspiegel stieg beachtlich. Dass dabei regelmäßig „die Sau rausgelassen wurde“, wäre eine böswillige Unterstellung. – Eine Hochzeit, dieses Dorffereignis, bot immer reichlich Gesprächsstoff – vorher und erst recht nachher.



- | | | | |
|---|------------------------------|----|---------------------------------|
| 1 | Auguste Kemke, geb. Podlech | 7 | Maria Schurr, geb. Hilleberg |
| 2 | Wilhelm Kemke | 8 | Irmgard Schurr |
| 3 | Martha Liedtke, geb. Reimann | 9 | August Schurr |
| 4 | Friedrich Liedtke | 10 | Martha Schurr, geb. Markau |
| 5 | Marta Schurr | 11 | Erich Schurr |
| 6 | Liesbeth Schurr | 12 | Gertrud Markau, geb. Siebenthal |



- | | | | |
|---|-------------------|----|---------------|
| 1 | Lotte Schmidt | 6 | Willi Weiß |
| 2 | Ferdinand Schmidt | 7 | Ernst Reimann |
| 3 | Walter Reimann | 8 | Fritz Weiß |
| 4 | Erich Reimann | 9 | Ernst Weiß |
| 5 | Paul Schmidt | 10 | Heinz Kemke |

Etwa 1938: Treffpunkt vor dem Wohnhaus, welches von den Familien des Schmiedemeisters Walter Reimann und des Melkermeisters Ferdinand Schmidt bewohnt wurde. Ein Sonntagnachmittag in Kerschitten. Man hatte noch Zeit füreinander, viel Zeit an dem einzigen arbeitsfreien Tag in der Woche. Das Radio, noch in den Kinderschuhen steckend, hatte bisher in Kerschitten keine Heimstatt. Und das Fernsehen konnte man noch nicht einmal erahnen. Was die Mobilität betrifft, demonstrieren die an der Hauswand abgestellten Fahrräder. Gewiss, man bewältigte bei dem Zusammensein keine Welt bewegenden Probleme, wollte nur von der Arbeit der Woche ausruhen, sich entspannen, auch wenn die Sitzgelegenheiten alles andere als komfortabel waren. Jedoch auf ordentlich sonntägliche Kleidung legten sie alle großen Wert. Ferdinand Schmidt in seiner Schweizerbluse machte eine Ausnahme, weil das anstehende Nachmittagsmelken ihn in die Pflicht nahm.

Schittermanns Hermann

Eigentlich hieß er Hermann Schmidt. Jedoch unter dem Namen Schmidt war er den Allerwenigsten bekannt. Ihn als Original zu bezeichnen, entsprach nicht ganz den Tatsachen. Wenn Original, dann jedoch mit einer bedauerlichen Vorgeschichte. Gewiss, den Hermann hatte der liebe Gott mit geistigen Gaben nicht verschwenderisch ausgestattet, doch dämlich (dumm) war er durchaus nicht. Etwa 14 Jahre war Hermann alt, als man ihn mit dem Hüten der Schafe (oder Gänse) betraute. Das Hüten muss er aber zu großzügig ausgelegt haben und ist wohl in Richtung Flurschaden ausgeübt. Dieses hatte den Gutsverwalter derart in Rage gebracht, dass er den Hermann verprügelte, ihn dabei regelrecht zum Krüppel schlug, so dass er einen steifen Arm und eine Gehbehinderung davontrug. Ob dieses Vorkommnis ein gerichtliches Nachspiel hatte, ist nicht bekannt. Jedenfalls bekam der Hermann ab dem Geschehen eine Invalidenrente und wurde im Gutshaus mit „Paslackarbeiten“ beschäftigt, wie Feuerholz in die Küche und zu den einzelnen Öfen schaffen und dergleichen mehr.

Nachdem seine Mutter verstorben war, beließ man ihm die kleine Wohnung, in welcher er mit ihr gelebt hatte, wurde jedoch in der Gutsküche verpflegt. Unter den Kindern, die sich mit behinderten Menschen oft manchen Spaß erlaubten, hatte der Hermann kaum zu leiden. Wenn in den umliegenden Orten Hochzeit war, stellte sich dort regelmäßig und ungeladen „Schittermanns Hermann“ ein, waren mit seinem Erscheinen die Gäste erst vollzählig. Sonst dem Alkohol nicht zugeeignet, kippte er hierbei regelmäßig aus den Schlorren, trugen ihn für einige selige Stunden die Englein fort. Im Laufe des nächsten Tages humpelte dann eine verkaterte und verknitterte Gestalt gen Kerschitten. – Etwa 1941 kam Schittermanns Hermann nach Preußisch Holland ins Altersheim, und damit verliert sich seine Spur.

Die Familie Kemke

Die Schmiede in Kerschitten war das Arbeitsgebiet des Schmiedemeisters Wilhelm Kemke. Gewiss, es war nicht seine eigene Schmiede, in der er der Herr über Feuer und Eisen war, doch er hatte hier einen sicheren Arbeitsplatz, der außerdem nicht den Stempel fabrikmäßiger Monotonie trug, hohe fachliche Fähigkeiten und selbstständiges Arbeiten verlangte. Jahreszeitlich bedingt, traten in einer Gutsschmiede verschiedene Arbeitsspitzen auf, die den Schmied so manche Mittagspause kostete. Besonders in der Heu- und Getreideernte waren es die plötzlich anfallenden Reparaturen der jeweiligen Erntemaschinen und das Schärfen der entsprechenden Mähmaschinenmesser.

Über sich hatte Wilhelm Kemke zwar den Gutsverwalter Kurt Walzer, doch dieses

auch nur formal. Beide waren gleichsam seelisch verwandt, waren selbstbewusste Patrioten, hatten mit Stolz des Kaisers bunten Rock getragen, hatten im Ersten Weltkrieg die Hölle von Verdun erlebt, jeder auf einer anderen militärischen Ebene. Und sie waren noch einmal davongekommen, jedoch von Blessuren gekennzeichnet. Die Folgen dieser Blessuren holten Wilhelm Kemke 1936 ein und warfen ihn aufs Krankenbett. Fünf Operationen musste er in vier Wochen über sich ergehen lassen – und verlor dennoch. Zurück ließ er seine Frau Auguste, geborene Podlich, eine gelernte Schneiderin, die er im Ersten Weltkrieg geheiratet hatte, die 17 Jahre alte Tochter Herta, den 15 Jahre alten Sohn Heinz, der in des Vaters Fußstapfen getreten war und auch das Schmiedehandwerk erlernte, ferner den 13 Jahre alten Sohn Herbert.

Ein so früher Tod des Ehemanns und Vaters zog damals für die Hinterbliebenen einen sozialen Abstieg nach sich. Im vorliegenden Fall mussten sie die Dienstwohnung räumen, bekamen jedoch vom Betrieb eine andere Wohnung gestellt. Auch das Deputat, was unter anderem die Haltung einer Kuh, einiger Schweine und Geflügel ermöglichte, sollte den Kemkes erhalten bleiben. Bedingung war jedoch, dass sämtliche Familienmitglieder auf dem Gut arbeiteten. Und sie taten es. Frau Kemke reihte sich morgens bei den Gutsarbeitern ein. Herta, wie alle Kemke-Kinder Klassenbeste ihres Jahrgangs in der Schule, arbeitete im Haushalt des Gutsverwalters, Heinz' Arbeitsplatz blieb die Schmiede, und Herbert, sehr begabt, wollte zumindest ein Handwerk erlernen, musste nach der Schulentlassung ein Gespann Pferde übernehmen. Er war darüber wahrhaftig nicht glücklich, doch er tat es seiner Mutter und der Oma Podlech, die im Haushalt lebte, zuliebe. – Gewiss, alles geschah in der tarifmäßigen Ordnung jener Zeit, dennoch hatte es den bitteren Beigeschmack von einstigem Gesindezwangsdienst.

Herta heiratete 1938 den aus Stein gebürtigen Friedrich Ehrlichmann. Er hatte das Schmiedehandwerk erlernt, war dann jedoch in Elbing als Taxifahrer tätig. Das junge Ehepaar nahm seinen Wohnsitz in Altfelde, Kreis Marienburg. Im August 1939 wurde Friedrich Ehrlichmann zu einer militärischen Übung von unbestimmter Dauer einberufen. In Wahrheit war dieses aber bereits eine Einberufung zu dem wenige Tage später, am 1. September 1939 beginnenden Zweiten Weltkrieg. 1942 erlitt er an der Ostfront eine schwere Verwundung, die zwei Jahre Lazarettaufenthalt zur Folge hatte. Als nicht mehr militärdienstverwendungsfähig wurde er 1944 von dort entlassen. Deprimierend für Friedrich Ehrlichmann, nicht seinen Beruf als Kraftfahrer ausüben zu können, ja überhaupt eine Beschäftigung zu finden, der er noch gewachsen war. Schließlich bot sich eine solche in dem neu erstellten Dauermilch-Werk in Marienburg. Am 13. Januar 1945 brach dann die Katastrophe über Ostpreußen herein. Mit dem letzten Zug, der Elbing Richtung Westen verließ, gelang der jungen Familie – das Jüngste der drei Kinder war acht Monate alt – die Flucht.

Qualvolle Tage und Nächte in dem kalten, überfüllten Zug. Eine Odyssee unter

zeitweisem Bordwaffenbeschuss feindlicher Flugzeuge. Endlich, nach scheinbar planlosen Fahrten, die zum Teil in den Frontbereich führten, in den ersten Tagen im Februar Endstation in Halberstadt. Doch dann, am 8. April 1945, wurde Halberstadt das Ziel amerikanischer Bomber. Auch hier gewolltes Töten von Frauen und Kindern in einem Bombeninferno der Kombination von 30000 Brandbomben und 500000 Kilo Sprengbomben. In Schutt und Asche wurde die Stadt gelegt. Der britische Premierminister Churchill wollte noch vor dem nahen Kriegsende „möglichst vielen Deutschen das Fell verbrennen“. Diese Luftangriffe auf die Zivilbevölkerung gehörten zu den sinnlosesten Grausamkeiten des Zweiten Weltkrieges und wurden in der Nacht zum 11. Mai 1940 von 18 britischen Bombern auf zivile Ziele in Mönchengladbach erstmals praktiziert. Deutscherseits erfolgte darauf in der Nacht vom 14. zum 15. November gleichen Jahres der Bombenangriff auf die englische Stadt Coventry. – Deutschland hat in diesem Krieg etwa 500 000, vor allem zivile, Luftkriegsopfer zu beklagen. – Und die durch britische Bomben zu 65 Prozent zerstörte Stadt Aachen verlieh Churchill 1955 „für seine Verdienste um Europa“ den Aachener Friedenspreis.

Die Familie Ehrlichmann wurde in Halberstadt in einem Keller verschüttet, konnte von dort aber unversehrt geborgen werden. Sie war unendlich dankbar, in diesem Inferno mit dem Leben davongekommen zu sein. Was zählte es da schon, dass sie nunmehr an Habe nur das besaß, was sie auf dem Leibe trugen. In dem allgemeinen Chaos – oh, unverwüstliche deutsche Zuverlässigkeit – arbeitete wieder das Wirtschaftsamt. Und von dem erhielten die Ehrlichmanns sogar einen Bezugsschein zum Kauf von Bettwäsche. Doch als die Rote Armee die Stadt einnahm, stieg die Not ins heute Unvorstellbare, speziell für die Flüchtlinge in der Lage der Familie Ehrlichmann. Ein Iwan fand die neue Bettwäsche. „Karascho“ – und er wurde deren Besitzer. – Über das Deutsche Rote Kreuz bekam Herta 1947 Kontakt zu ihrer Mutter, die mit dem Kerschitter Treck in Stieten/Mecklenburg gelandet war und alleine dastand, denn die Oma war 1946 verstorben. Die Familie Ehrlichmann zog nun nach Stieten. Dort war es auch alles andere als paradiesisch. Doch hier gesunden Hertas Kinder. Ein Liter Magermilch täglich für die drei wurde buchstäblich zu deren Lebenselixier. Als auch in Stieten Neubauernstellen eingerichtet wurden, wurde Frau Kemke Neubäuerin. Trotz elender Schinderei und dem Ärger über die Pflichtablieferung wurden wenigstens alle satt. 1965 ist Frau Kemke im Alter von 74 Jahren verstorben. – Für Friedrich Ehrlichmann war es sehr schwer, eine Beschäftigung zu finden, die er seiner erlittenen Verwundung wegen ausüben konnte. 1974 ist er an einem Schlaganfall verstorben. Herta hat ihren Mann fast 30 Jahre überlebt. Gewiss, ihre körperliche Beweglichkeit hatte nachgelassen, jedoch nicht die ihres regen Geistes. Sechs Knaben hatten die Ehrlichmanns, alle gut geraten, Hertas ganzer und berechtigter Stolz.

Heinz zog 1940 den Waffenrock an und legte ihn erst nach acht Jahren ab. Bei Kriegsende, am 9. Mai 1945, kam er für drei Jahre in französische Kriegsgefangenschaft. Von der dort den allermeisten deutschen Kriegsgefangenen zugedachten



1944: Herta Kemke, nunmehr Frau Ehrlichmann. Ihr Ehemann, Friedrich Ehrlichmann, auf Genesungsurlaub weilend, ist sichtbar von der erlittenen Verwundung gekennzeichnet.



Auguste Kemke, geb. Podlech, geboren 1891, verstorben 1965.



1944: Herbert, der jüngste der drei Kemke-Kinder. Er hatte seiner Mutter auf der Rückseite eines Fotos, welches ihn als Soldat zeigte, die Zeilen geschrieben: „Zum Andenken an Deinen Dich ewig liebenden und Dir dankenden Sohn Herbert.“ Eine wunderbare zu Herzen gehende Hommage für eine Mutter.

Arbeit im Bergwerk blieb er verschont. Seine körperlich relativ leichte Tätigkeit, die er ausüben musste, war jedoch ein echtes Himmelfahrtskommando: das Entschärfen von Minen und Bombenblindgängern. Das Schicksal verfuhr gnädig mit Heinz und 1948 winkte ihm die Freiheit. Durch das Rote Kreuz hatte er bereits Verbindung mit seiner Mutter bekommen – und mit Christel, einem Mädchen aus der ostpreußischen Heimat, aus dem Nachbarort Miswalde, die er dort allerdings nur flüchtig kennen gelernt hatte, die ihm aber all die Jahre nicht aus dem Sinn gekommen war.

„Wovon kann der Landser denn schon träumen?
Er träumt von seinem Mägdelein . . .“

Das Kriegsgeschehen hatte Christel und ihre Familie nach Esperstedt in Thüringen verschlagen. Heinz kam dahin, sah und siegte. Noch im gleichen Jahr wurden er und Christel ein Paar – „bis dass der Tod euch scheidet“ nach 54 gemeinsamen, erfüllten Jahren. Wirtschaftlich waren die ersten Jahre wahrhaftig nicht leicht, beide völlig mittellos und dann die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in der damaligen DDR. 1951 wurde ihnen Tochter Dorothea geboren. Sie sollte das einzige Kind bleiben. Die bisherigen Wohnverhältnisse im Pfarrhaus waren für die kleine Familie nicht umwerfend. Heinz hatte inzwischen einen sicheren Arbeitsplatz bei der Reichsbahn als Signalschlosser gefunden. Als sich dann die Gelegenheit bot, ein Häuschen, ein sehr, sehr bescheidenes, zu erwerben, griffen die Kemkes zu. Heute ist des Hauses einstige Bescheidenheit nur noch Legende. Es trägt weitgehend die Handschrift von Heinz, der mit den verschiedensten Materialien handwerklich sehr geschickt umgehen konnte. Fleiß, Sparsamkeit, Genauigkeit und Treue waren der Preußen Tugenden.

Als Letzter verließ Herbert Anfang 1942 seine Mutter und die Oma. Er wurde begeisterter Soldat, sah er doch hierbei die Möglichkeit eines sozialen Aufstiegs. Um seinen Unteroffiziersrock gegen den schmucken Rock eines Leutnants tauschen zu können, war die letzte Hürde, die Frontbewährung, zu bewältigen. Und hier schlug das Schicksal zu. Herbert fiel 1944 an der Ostfront.

Heinz verstarb wenige Monate nach dem Tod seiner Schwester Herta. Die Kemkes dieser Generation sind nun verstorben und haben den Namen Kemke mit ins Grab genommen.



1947: Heinz in Frankreich als Kriegsgefangener



Am 30. Dezember 1948 heiratete Heinz die aus Miswalde, Kreis Mohrungen, stammende Christel Ostrowski.



Nach 50 Jahren sehr harmonischer Ehe feierten Heinz und Christel Kemke am 30. Dezember 1998 ihre goldene Hochzeit. Rechts neben Heinz sitzend seine Schwester Herta.

Die Familie Ferdinand Schmidt

Wenn man in Ostpreußen von Schweizer sprach, bezog sich das nicht auf die Nationalität, sondern auf die Arbeitnehmer, die sich auf das Gebiet der Rindviehhaltung und -zucht spezialisiert hatten. Schweizer war ein Ausbildungsberuf, der zur Meistererlangung den Besuch einer theoretisch-fachlichen Ausbildungsstätte verlangte. Der Melkermeister, in der Regel „Ober“ genannt, trat gleichsam als Unternehmer auf, der je nach Bedarf entsprechende Untermelker beschäftigte. Die ostpreußischen Schweizer waren im allgemeinen ein eigenes Völkchen und brachten das auch durch die von ihnen getragene Berufskleidung zum Ausdruck. Es handelte sich dabei um eine rotgestreifte, kurzärmelige Bluse. – Da die Rindviehhaltung in Ostpreußen einen hohen Stellenwert hatte und es sich vielfach um größere Rinderbestände handelte, bestand ein ziemlicher Bedarf an diesen Rindviehspezialisten.

Die Kerschitter Rindviehherde gehörte, als eine von wenigen der umliegenden landwirtschaftlichen Großbetriebe, nicht dem Herdbuch an. Sie befand sich in der Obhut des Melkermeisters Ferdinand Schmidt. Er betreute den Bestand unter Mithilfe von Familienangehörigen und beschäftigte nicht, wie meist üblich, familienfremde Untermelker, die dann in Kost und Logis bei der Melkermeisterfamilie waren. – Die Familie Schmidt, allseits geschätzt und beliebt, war sehr Kerschitterverbunden, während sonst sehr selten die „Ober“ ihr gesamtes Arbeitsleben auf ein und demselben Betrieb zubrachten. Und dann zeichneten diese Familie noch Talente aus, die außerhalb des Kuhstalls lagen, gleichsam im Verborgenen blühten. Durchweg waren sie alle sehr musikalisch und jeder von ihnen beherrschte mindestens ein Musikinstrument. Auch zeichnerisch waren sie begabt. Hierbei verfügte speziell Sohn Fritz über ein beachtliches Können. Leider konnte keines der Schmidt-Kinder eine angemessene schulische Förderung erfahren. In der damaligen Zeit war der Besuch einer weiterführenden Schule mit ziemlichen Kosten verbunden, wie Schulgeld und Lernmittel. Außerdem wäre, bedingt durch die Entfernung einer solchen Lehranstalt von Kerschitten, an dem Schulort eine Unterkunft zu finanzieren gewesen. Zwar hatte ein Melkermeister durchaus keinen schlechten Verdienst, doch solches zu finanzieren, und dazu bei sieben Kindern, war nicht machbar. Die Lernmittelkosten in der Rossitter Schule, die als Volksschule schulgeldfrei war, hielten sich dagegen in leicht überschaubaren Grenzen. Es waren dort eine Schiefertafel, ein Lese-, ein Rechen- und ein Erdkundebuch zu finanzieren. Die Bücher, oft alles andere als druckfrisch, wanderten über Jahre durch mehrere Schülerhände. – Es steckten in der so genannten „unteren Schicht“ der Bevölkerung oft Begabungen und Fähigkeiten, die einst nicht zu ihrer Entfaltung kommen konnten.

Ferdinand Schmidt konnte auch sehr gut mit dem Schnitzmesser umgehen. Die Geige, die Sohn Willi spielte, war eines seiner gelungenen Werke. Außerdem hatten es ihm die Gehäuse der Kuckucksuhren angetan. Wenn im Spätsommer mit

den Milchkühen der Stoppelklee, eine Untersaat im Getreide, abgeweidet wurde, hütete er selbst die Herde. Genauer gesagt, besorgte das sehr zuverlässig sein Hund, die Senta. Ferdinand Schmidt beschäftigte sich derweil mit irgend einer Schnitzarbeit. – Ja, die Senta, sie ging keinem Bullen aus dem Wege. Doch wenn ein Gewitter aufzog, wurde sie sehr unruhig und beim ersten Donnerschlag, Schwanz eingezogen, jedes Pflichtbewusstsein vergessend, lief sie auf kürzestem Wege zum Kuhstall und verkroch sich dort für die Zeit des Gewitters.

Als in der Nacht vom 21. zum 22. Januar 1945 die Bewohner von Kerschitten auf die Flucht gingen, musste, außer dem Hofmann Hermann Weiß und dem Schmiedemeister Walter Reimann, auch Ferdinand Schmidt zurückbleiben. Unter Mithilfe einiger auch zurückgebliebener russischer Kriegsgefangener sollten die drei den Gutsbetrieb gleichsam auf Sparflamme weiterführen, vor allem das Vieh betreuen. Sollte Kerschitten Frontgebiet werden, würde die Wehrmacht alles entsprechende veranlassen. Die Wehrmacht haben die drei Männer nicht zu Gesicht bekommen, wohl aber bereits am 24. Januar die Rotarmisten. Ohne in Kampfhandlungen verwickelt zu werden, nahmen sie von Kerschitten Besitz. Es entstand dabei kein Gebäudeschaden. Über das weitere Schicksal der drei oben angeführten deutschen Männer war nichts bekannt geworden. Angeblich sollten sie in Kerschitten erschossen worden sein und wurden dort irgendwo begraben. Etwas Licht in das Ungewisse bezüglich Ferdinand Schmidt haben seine Angehörigen durch einen Bescheid des Deutschen Roten Kreuzes bringen können. Hiernach ist „Ferdinand Schmidt am 23. 5. 1945 auf dem Gebiet der ehemaligen UdSSR verstorben“.

Die Schmidts – eine Familie, in die der Krieg besonders tiefe Schneisen schlug

Ferdinand Schmidt, geboren 10. 12. 1887, verstorben 23. 5. 1945

Marie Schmidt, geb. Renz, geboren 21. 9. 1890, verstorben 17. 5. 1971

Deren beider Kinder:

Fritz vermisst in Russland.

Willi gefallen 1943 in Russland. Er war verheiratet mit Liesbeth Schulz aus Jankendorf. Sie hatten die 1939 geborene Tochter Ulla und den Sohn Horst, der als Kleinkind verstorben war und auf dem Friedhof von Königsblumenau begraben wurde.

Johanna geboren 13. 1. 1916, verstorben 28. 12. 2002. Sie war verheiratet mit Wilhelm Schmelzer. Er ist in Russland gefallen. Sie hatten zwei Kinder.

- Maria geboren 30. 12. 1920, verstorben 30. 8. 1997. Sie war mit Wilhelm Lux verheiratet. Wilhelm Lux, schwer kriegsbeschädigt, war Besitzer einer kleinen Landwirtschaft. Seine Frau Maria ging daher hinter Pferd und Pflug. Und das entsprechend ihrem Naturell mit Singen und Begeisterung. Als jedoch die Zahl der Kinder kontinuierlich bis acht an der Zahl wuchs, war Maria mit diesen und dem Haushalt voll ausgelastet. Den landwirtschaftlichen Betrieb vereinnahmte die LPG, und Wilhelm Lux wurde im Versicherungsfach tätig.
- Lotte geboren 21. 12. 1925, Sterbedatum nicht bekannt. Sie war verheiratet und hatte drei Kinder.
- Walter geboren etwa 1924. Er hat als einzige männliche Person dieser Familie den Krieg überlebt, war jedoch in russischer Kriegsgefangenschaft. Später heiratete er und war in der Landwirtschaft tätig.
- Paul vermisst an der Ostfront.

Die Familie Hermann Weiß

Hermann Weiß

Berta Weiß

Hermann Weiß war langjähriger Hofmann in Kerschitten und als solcher sowohl von der Arbeiterschaft wie von der Gutsverwaltung sehr geschätzt. Er ist, wie Ferdinand Schmidt, am 24. Januar 1945 in Kerschitten den Rotarmisten in die Hände gefallen und wird seitdem vermisst. Seine Ehefrau Berta war mit dem Kerschitter Treck bis Mecklenburg geflüchtet. Hier erreichte sie am 22. Januar 2003 das hohe Alter von 102 Jahren.

Deren beider Kinder:

- Fritz auf der Krim gefallen.
- Willi schwer verwundet und nach der Genesung Wachmann bei russischen Kriegsgefangenen in Kerschitten. Ende des Krieges kam er wieder zu einer Kampfseinheit.
- Ernst erlernte den Gärtnerberuf. Mit 17 Jahren meldete er sich freiwillig zu den Fallschirmjägern. Er verlor im Krieg ein Bein.
- Kurt geboren 31. 1. 1931, wurde Volkspolizist (VP) in der DDR und erreichte den Rang eines Oberstleutnants.



Melkermeister Ferdinand Schmidt beim Melken auf der Kuhweide. Die ermolkene Milch wurde durch ein mit mehreren Filtern ausgestattetes Sieb in 20-Liter-Kannen gefüllt. Mittels dieser Kannen erfolgte auf dem abgebildeten Fahrzeug der Transport der Milch zur Molkerei in Reichenbach.



Etwa 1939: Johanna Schmidt, verh. Schmelzer, mit Ehemann Wilhelm Schmelzer und Tochter Waltraut.



Etwa 1939: Maria Schmidt, eine kontaktfreudige Frohnatur.



Das Ehepaar Wilhelm und Maria Lux, geb. Schmidt, feierte am 2. November 1996 seine goldene Hochzeit im Kreise ihrer acht Kinder.

Die Familie Schurr

Der Martinstag, der 11. November, war seit alters her der Tag, an dem auf dem Lande Arbeitnehmer die Arbeitsstelle wechselten – wenn sie dieses wollten. Dann sah man zum Transport von Umzugsgut umfunktionierte Leiterwagen, diese allerdings ohne Wetterschutz, jedoch in Höhe der Leitern mit losem Stroh gefüllt. In dem Stroh, relativ gut gegen Beschädigungen geschützt, lagerte das damals recht bescheidene Hausmobiliar, Schaff (Schränk), Bettgestelle, Stühle, Tisch, Kisten mit Geschirr und Pingels (Bündel) mit Wäsche, Bekleidung und Betten. Und dann war da noch der Verschlag mit den Hinnerches (Hühnern). Doch ganz ohne Beschädigung des Mobiliars verliefen diese Umzüge nie. Und so hieß es dann auch: Drei Mal umgezogen ist wie ein Mal abgebrannt. – Solche Umzugsfahrten sah man in Kerschitten des Öfteren. Und in dem durch ziemliche Fluktuation der Arbeiterschaft sich von den umliegenden Gutsbetrieben abzeichnende Ort war die Familie Schurr gleichsam ein Urgestein, hielt dem Betrieb, auch als dieser wirtschaftlich in bedenkliche Tiefe geraten war, die Treue.

August Schurr, Jahrgang 1873, gut gewachsen, mit einem beachtlichen Schnauzer, fungierte als herrschaftlicher Kutscher, wenn Herr Walzer diesbezüglich Bedarf hatte. Solches beinhaltete vor allem Fahrten nach Königsblumenau zum Bahnhof oder zum privaten Besuch bei der Familie Lehrbaß in Ober-Krapen. Auch wenn der Herr General Leopold Albrecht von Reibnitz, der auf dem Hauptgut Geißeln sein Domizil hatte, während seines Urlaubs Kerschitten in Augenschein nehmen wollte, stand August Schurr zur Verfügung. Vorher scheuchte er aber die Kinder vom Gutshof und aus den Wirtschaftsgebäuden, deren liebstes und abwechslungsreichstes Spielfeld. Meistens erschien der derzeitige Majoratsherr jedoch reitender Weise in Kerschitten. – Das tägliche, über das ganze Jahr festgelegte Programm von August Schurr war jedoch der Transport der im Betrieb ermolkenen Milch zur Molkerei in Reichenbach. Zwei Warmblutpferde, stattliche Schweißfüchse, mussten sich oft ganz schön in die Sielen legen, wenn sie den Wagen, beladen mit etwa 35 Milchkannen à 20 Liter, durch den nicht immer problemlosen Landweg über Opitten bis zur festen Chaussee, die nach Reichenbach führte, zogen. In Opitten kamen noch kleine Zuladungen dazu, die Milch der einen Kuh des Eigentümers Otto Bauer und die Milch von fünf bis sechs Kühen des Bauern Erich Zlomke. Mit Genehmigung des „Herrn Major“, wie Kurt Walzer ja auch von den meisten Nicht-Kerschittern genannt wurde, erfolgte dieses. Und August Schurr stimmte dem vorbehaltlos zu. Die vereinbarten Transportkosten, jeweils auf die beförderten Liter Milch bezogen, waren ein Zubrot für ihn, welches er verflüsigte. Und das immer so ein bisschen im Vorschuss. Seine Antipathie gegen volle Gläser führte aber nie dazu, dass er die Haltung verlor. Ja, er war halt ein herrschaftlicher Kutscher. Gerne steckte er sich eine Brasil ins Gesicht. Doch nicht alle Tage war Sonntag und dann tat es auch eine ziemlich großkalibrige Tabakspfeife. – Von einem herrschaftlichen Kutscher erwartete man damals, dass er ver-

schwiegen war. Arbeitswütig brauchte er nicht sein, so dass er Stunden des Wartens auf seinen Fahrgast gut ertrug.

Im Winter, – so etwa ab Weihnachten – in Ostpreußen gab es noch Winter, die dem Namen gerecht wurden – erfolgte der Milchtransport per Schlitten. Dann war August Schurr mit seinem Gefährt bis Opitten gleichsam Wegbereiter, mühten sich so manches Mal die beiden Pferde durch den ihnen bis zum Bauch reichenden Schnee. Nun hatte August Schurr die Kerschitter Schulkinder bis Opitten als Zuladung. Die letzte, etwa einen Kilometer lange Wegstrecke bis zur Volksschule in Rossitten legten die Kinder dann zu Fuß zurück.

Dieser Schulkindertransport war ein Zugeständnis, welches Kurt Walzer seinem Schmiedemeister Wilhelm Kemke gemacht hatte. Bei extremen Schneeverhältnissen in Verbindung mit hohem Milchaufkommen mussten zwei Schlitten eingesetzt werden. – Zimmerlich konnten sie nicht sein, die Jungches und Mäches, die den gut drei Kilometer langen Schulweg sonst zu Fuß zu bewältigen hatten. Mit dem Fahrrad fahren war nicht drin. Das Fahrrad, damals fast ein Statussymbol, war dafür viel zu kostbar. Und wozu hatten die Kinderches ihre gesunden Fißches. Wenn es zum Barfußgehen zu kalt, aber leidlich trockenes Wetter war, steckten sie in Holzschlorren. Opa und Oma nannten die noch Klotzkorken. – Lange, aus nicht gerade dünner Schafswolle selbst gestrickte Strümpfe, an deren oberen Rand ein Knopf angenäht war, wurden mittels eines breiten Gummibandes an einem Leibchen befestigt, so dass die Strümpfe nicht, dem Naturgesetz folgend, runterrutschen konnten. Diese Bekleidungsstücke waren bei Jungen und Mädchen die gleichen. Während die Jungen Hosen trugen, die bis etwas über das Knie reichten, war für die Mädchen allein das Kleid schicklich. Aus Mutters oder Omas Fertigung waren noch die schafwollenen Hanschkes (Fausthandschuhe) und der dicke lange Schal, in den man sich richtig einpummeln konnte.

Als am 21. Januar 1945 die Kerschitter Bewohner auf die Flucht gingen, spannte August Schurr die beiden Fuchse vor das Coupé, in dem Kurt Walzer und die Hausdame Ida Warschuß einschließlich einigem Gepäck Quartier bezogen. Auch ein Kanarienvogel war mit von der Partie. Das Singen stellte der unter den unwirtschaftlichen Verhältnissen sofort ein – und bald auch sein Leben. – August Schurr im schweren Kutschermantel, auf den er den breiten Pelzkragen aufgeknöpft hatte, der, aufrecht gestellt, über den Kopf reichte, dazu etwas persönliches Gepäck, bestieg den Kutscherbock. Seine Frau Maria, geb. Hilleberg, war bereits verstorben. Nach ihrem Tode hatte er die bisherige Wohnung gegen eine kleinere, die nahe der seines Sohnes Erich gelegen war, getauscht. Und die Schwiegertochter Martha betreute ihn. – Das Haar der sonst gut mit dem Hafersack geputzten Pferde, denen August Schurr außerdem jeden Mittag 20 Liter frische Magermilch hatte zukommen lassen, war auf der Flucht sehr bald lang und stumpf geworden. Doch ohne Probleme kam das Gefährt in Stieten im nördlichen Mecklenburg an, jedoch wurde es die letzte Wegstrecke von einem anderen Kutscher gelenkt. August

Schurr war von einem fremden Pferd getreten worden und machte die restliche Reise liegend mit. Der Fluchtstrapazen müde, wurde Stieten für diesen Treck zur Endstation. Und den beiden Schweißfüchsen widerfuhr noch die zweifelhafte Ehre, Soldat zu werden.

Erich Schurr, dem Sohn von August und Maria Schurr, war das erste Gespann, man sagte auch die erste Peitsche, anvertraut. Übrigens, die Peitsche, allgemein Geißel genannt, war von ziemlich stabiler Ausführung. Am Ende der Peitschenschnur befand sich eine Pose, ein Stückchen Aalhaut. Damit ließen sich ziemlich laute Knalleffekte erzielen. Die Peitsche war das Eigentum des jeweiligen Gespannführers. Sie wurde von diesem im Futterkasten, wo sich die tägliche Häcksel- und Kraftfutterration für seine Pferde befand, unter Verschluss gehalten. Ein so genanntes Peitschengeld konnten vielerorts, so auch in Kerschitten, die Gespannführer durch den Verkauf der Schweifhaare ihrer Pferde erzielen. Im zeitigen Herbst wurden diese stark gekürzt. Wenn im nächsten Frühjahr der Schweif die Funktion der Fliegenabwehr übernehmen musste, waren die Haare wieder nachgewachsen. Im Herbst dagegen war das lange Schweifhaar oft lästig. Bei der Rübenenernte, bei Ackerarbeiten auf nassem Lehmboden, konnte dieses zum Dreckwedel werden.

Insgesamt verfügte Kerschitten über fünf Gespanne Arbeitspferde. Das fünfte Gespann, zu dem gehörten nur drei Pferde, bestand aus Gnadenbrotpferden, solchen Pferden, die altersbedingt nicht mehr voll einsetzbar waren. Sie wurden zu den verschiedensten Nebenarbeiten herangezogen. Während der Weideperiode standen zwei davon dem Schweizer für die täglichen zwei Melkfahrten zu der Milchviehherde zur Verfügung. – Es handelte sich bei den Arbeitspferden um den so genannten Halbschlag. Außer den beiden Kutsch-Milchwagenpferden war noch ein weiteres Wagenpferd vorhanden. Mit diesem, vor einen Gig, einen leichten, zweirädrigen Wagen gespannt, unternahm Kurt Walzer, zusätzlich noch mit einem Fernglas ausgerüstet, seine „Feldbegehungen“. Grundsätzlich mit von der Partie war ein frecher, dauernd kläffender Dackel. Und der hieß, wie scheinbar alle Dackel in Ostpreußen, Waldmann.

Systematische Fohlenaufzucht wurde in Kerschitten nicht betrieben, so dass nur eine geringe Zahl Jungpferde vorhanden war. – Den Erich, den wollte der Majoratsherr General Leopold Albrecht von Reibnitz in Kerschitten bei seinem Gespann wissen. Bei seinen Inspektionen von Kerschitten ritt er daher vor die Wohnung von Erich Schurr, und die Frage an dessen Frau war: „Martha, wo ist der Erich?“ Wenn die Antwort dann lautete: „Na, den habe se all wedder einjezoge, Herr Jenral“, ließ der Herr General seine Beziehungen spielen und der Erich wurde für unbestimmte Zeit vom Militärdienst beurlaubt. Als ab 1944 Deutschland den „totalen Krieg“ führte, funktionierte das Spielchen nicht mehr. – Bei einer bespannten Einheit kam Erich Schurr an der Ostfront zum Einsatz und wurde zwei Mal verwundet. Bei Kriegsende widerfuhr ihm das Glück, in amerikanische

Kriegsgefangenschaft zu geraten, aus der er noch im Herbst gleichen Jahres entlassen wurde. Sehr bald fand er seine Familie, und diese vollzählig bis auf die von den Rotarmisten verschleppte Liesbeth, in Stieten, dort wo sich das Gros der geflüchteten Kerschittener befand. Hier wurde die Familie Schurr, entsprechend dem damaligen Trend in der DDR, Neubauer. Und das auf zwei Bauernstellen von je 7,5 Hektar. Deren Bodenqualität tendierte stark in den sandigen Bereich und bei den zugewiesenen Baulichkeiten musste man Abstriche machen. Dann bot sich 1955 die Gelegenheit, eine einst von den „Heimstätten“ erstellte Siedlung von etwa acht Hektar in Hohen Pritz zu übernehmen. Hier stimmten Bodenqualität und Gebäude. Die staatlich geforderte Ablieferung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen hielt sich in Grenzen, anders als bei den „Kulaken und Ausbeutern“, den Besitzern von etwa 20 und mehr Hektar. Denen war ein selbstmörderisches Ablieferungssoll auferlegt worden, und solches zu vorgeschriebenen, nicht kostendeckenden Preisen. – Es ließ sich alles ganz gut an, doch dann verstarb ganz unerwartet im April 1958 Martha Schurr an einem Gallenleiden. Sie war erst 50 Jahre alt und drei ihrer Kinder noch unversorgt. – In der DDR war inzwischen die Zeit der selbstständigen bäuerlichen Wirtschaft abgelaufen, und der „freiwillige“ Zusammenschluss zur LPG (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft) lief an. Das geschah zuerst über die LPG Typ 2, wobei das Vieh bei den einzelnen Besitzern verblieb und nur die Felder gemeinsam bewirtschaftet wurden. Doch bald erfolgte das totale Aufgehen der bäuerlichen Betriebe in eine LPG. Die einst selbstständigen Bauern wurden jetzt lohnabhängige Landarbeiter. Viel Eigeninitiative blieb dadurch auf der Strecke, was sich mit Sicherheit nicht vorteilhaft auf die Produktion in der Landwirtschaft auswirkte. Das Jahr 1959 brachte auch für den Neubauern Erich Schurr das Aus, und er arbeitete bis zu seinem Rentenalter im Jahre 1973 auf der LPG. Bereits 1978 ist er verstorben. Die letzten Lebensjahre wurden für ihn zur Qual, denn er versteifte total und konnte keine medizinische Hilfe erfahren.

Erich und Martha Schurr, geb. Markau, hatten die Kinder:

Irmgard,	geboren	25 . 8. 1927
Liesbeth,	geboren	25. 1. 1929
Helmuth,	geboren	25. 12. 1929
Heinz,	geboren	28. 12. 1930
Anneliese,	geboren	13. 7. 1932
Martha,	geboren	24. 6. 1934
Günther,	geboren	18. 6. 1938
Erich,	geboren	26. 1. 1940
Reiner,	geboren	27. 12. 1948

Irmgard blieb nach der Schulentlassung bei den Eltern wohnen und arbeitete in Kerschitten als Scharwerker. Ihr Vater hatte eine Deputantenstelle inne und war laut Arbeitsvertrag verpflichtet, außer seiner Arbeitskraft eine weitere Arbeitskraft

dem Gut zur Verfügung zu stellen. Solches wurde natürlich entsprechend vergütet, vor allem in Form von Naturalien. – Allgemein waren die Deputantenstellen begehrte Arbeitsverhältnisse. Die Entlohnung erfolgte fast ausschließlich in Form von Naturalien. In Inflations- oder Kriegszeiten war solches von erheblichem Vorteil. Ansonsten ließ sich durch entsprechende tierische Veredlung von Naturalien das Einkommen mehr oder weniger erhöhen.

Irmgard war in Kerschitten für den Getreidespeicher verantwortlich. Ihr oblag dort unter anderem das Abwiegen und Bereitstellen der täglich vorgesehenen Mengen an Getreide und Schrot für die einzelnen Empfänger, als da waren die Gespannführer, der Melker, der Schweinefütterer und die jeweiligen Getreidedeputate. Nach dem Krieg half Irmgard bis 1948 den Eltern auf der Neubauernstelle. Dann heiratete sie. Sie wurde früh Witwe.

Liesbeth war nach der Schulentlassung außerhalb von Kerschitten in einem Gutshaushalt tätig. Sie, ein aufgeschlossenes, lebenslustiges Mädchen von 16 Jahren, machte im Januar 1945 unfreiwillig Bekanntschaft mit den Rotarmisten. Und das Martyrium nahm seinen Lauf. Die Rotarmisten verhalfen Liesbeth zu einer Fernostreise. Sie durfte Sibirien kennen und verfluchen lernen, schuftete Untertage bei saurer Kohlsuppe und nassem, in seiner Zusammensetzung undefinierbaren Brot. Und dennoch bedeutete Brot Leben. Sie erlebte und erlitt, wie ihre Leidensgenossen, Stunden tiefer Verzweiflung, Stunden des Resignierens. Nach fast vier Jahren konnten Eltern und Geschwister Liesbeth in Stieten in die Arme schließen, eine Liesbeth, die in erstaunlich guter körperlicher Verfassung war. Im Haushalt eines Natschalniks hatte sie das letzte Jahr gearbeitet, war die bereits vom Tode Gezeichnete, ein von Wasser aufgedunsenes Knochengerippe, wieder genesen. Jedoch Narben an der Seele, die blieben zurück. – Liesbeth heiratete, wurde Mutter von vier Kindern und hat ihren Mann, der als Melker in einer LPG tätig war, arbeitsmäßig unterstützt. Sie war sehr arbeitsam und durch ihr freundliches, hilfsbereites Wesen überall beliebt.

Dystrophieschäden sind nicht von außen zu sehen, hinterlassen jedoch an Herzmuskeln und Nieren ihre Spuren, was schließlich zu einem allgemeinen gesundheitlichen Schaden führen kann. Am 14. August 1997 ist Liesbeth im Alter von 68 Jahren qualvoll verstorben.

Helmuth war auf Pferde fixiert und Pferde haben dann auch sein Leben bestimmt. Den Beruf des Gestütswärters hatte er gewählt. In dem ostpreußischen Landgestüt Braunsberg begann er, unmittelbar nach der 1943 erfolgten Schulentlassung, seine Ausbildung. Im Januar 1945 sollten die Tiere dieses Gestüts, wertvolle Trakehner Hengste, vor der anrückenden Roten Armee in Sicherheit gebracht werden. Es erfolgte deren Verlegung im Fußmarsch in das Landgestüt Redefin in Mecklenburg. Drei dieser Tiere waren Helmuth Schurr anvertraut worden. Doch alle Mühe war vergebens, das Gestüt Redefin geriet ebenfalls in sowjetische Hand. Zahlreiche der wertvollen Zuchttiere machten nun den Weg zurück gen Osten,



Erich Schurr als Rentner in Hohenprietz



Martha Schurr mit Enkelin Hannelore, der Tochter von Liesbeth Schurr



Liesbeth als glückliche Mutter des Töchterchens Hannelore. – Mit großen Augen schaut Liesbeth in die deutsche Weihnacht. Die Weihnachten in den sibirischen Arbeitslagern, die im Grunde keine Weihnachten waren, liegen für sie schon in ferner Vergangenheit, verdrängt, soweit solches überhaupt möglich ist.





Helmuth Schurr als „Pimpf“



*Helmuth in der Ausbildung zum Gestüts-
wärter. Die Dienstkleidung ist sehr an-
sprechend und zweckmäßig.*



Helmuth arbeitet mit einem Reitpferd. Er reitet es entsprechend zu, bildet es aus.

allerdings um einiges weiter als Braunsberg und dieses Mal im Güterzug. Dessen Waggons waren mit allem ausgestattet, was einem Pferd die weite Reise so angenehm wie möglich machte. Schließlich waren diese Tiere um vieles wertvoller als die deutschen Zwangsarbeiter, die man zu 80 Personen in nackte, kalte Güterwaggons presste und so wochenlang durch eine Menschen abweisende, winterliche russische Geographie schaukelte.

Schon als kleinem „Gnossel“ war es Helmuths höchstes Glück gewesen, wenn er vom Pferderücken aus die kleine Kerschitter Welt – für ihn war Kerschitten damals noch der Mittelpunkt der Welt – erleben durfte. Und dann das gesteigerte Selbstwertgefühl, als er ab etwa elf Jahren in der Getreideernte die zu beladenen Erntewagen vierelang vom Sattel aus von Getreidehocke zu Getreidehocke lenkte. Und für dieses Vergnügen gab es sogar noch Geld – zwei Reichsmark am Tage, damals ein kleines Vermögen für einen Jungen. Allerdings kassierte Mutter davon einen Teil zwecks Aufbesserung ihrer Haushaltskasse. – Einstmals waren die Sommer- und Herbstferien immer so gelegen, dass die Kinder in der Getreide- bzw. Kartoffelernte mithelfen konnten. Ja, damals gingen die Uhren anders als heute. Urlaubsfahrten in den Ferien waren für die in der Landwirtschaft Arbeitenden ein Fremdwort. Man kannte es nicht und hat es daher auch nicht vermisst. – Die Jungpferde hatten es Helmuth angetan, die sich in dem von Opa betreuten Stall übermütig und energiegeladen in Boxen tummelten. Es gelang ihm, einem von ihnen einen Strick am Halfter zu befestigen und sich auf seinen Rücken zu schwingen. Wie die wilde Jagd preschte das verängstigte Tier aus dem Stall, über den Gutshof und dann in die Feldmark. Und der Helmuth – von wegen Angst und Herunterfallen – saß fest wie eine Klette, war in seinem Element, war begeistert. Die Eskapade war Ortsgespräch und kam natürlich auch dem Herrn Major zu Gehör. Vater Erich Schurr musste bei ihm antreten und wurde seines Sohnes wegen von diesem herb abgekanzelt. Doch zum Schluss meinte der Major: „Respekt, Respekt vor dem Luntrus.“

Mit der Ablieferung der drei aus Ostpreußen her geführten Hengste in dem Landgestüt Redefin in Mecklenburg und der Einnahme des Gestüts durch die Rote Armee endete vorerst die Gestütswärterlaufbahn von Helmuth. Auf des Vaters Neubauernstelle half er mit und landete schließlich am 1. Mai 1948 bei der Volkspolizei, natürlich bei der berittenen.

Als das Landgestüt Redefin wieder aus dem von den Russen hinterlassenen Chaos erstand, zog es Helmuth erneut dorthin. – 1950 hatte er geheiratet und bekam bald darauf eine in Sternberg eingerichtete Außenstelle des Gestüts, auf welcher das ganze Jahr über Hengste stationiert waren. Neben der beamteten Tätigkeit züchtete Helmuth mit eigenen Stuten sehr erfolgreich, bildete Reitpferde aus und ließ auch die geschäftlichen Aspekte nicht zu kurz kommen. Im Zuge der Wiedervereinigung ging er 1990 in Vorruhestand und war dann um so intensiver auf privatem Sektor tätig. Am 29. April 1994 absolvierte Helmuth seinen obligatorischen Mor-

genrirt und legte gleichen Tages am Nachmittag die Zügel für immer aus der Hand. Ihn hatte ein Herzinfarkt ereilt. Zurück ließ er, außer fünf Reitpferden bzw. Zuchtstuten und zwei Fohlen, seine Frau und drei Kinder, außerdem einen „Lada“, einen ostzonalen Prunkwagen, für den er kurz vor der Wende 60000 Ostmark, was alles andere als ein Pappenstiel war, hingeblickert hatte. Obenan hatte in Helmuths Leben der alte Reiterspruch gestanden:

„Das Glück dieser Erde liegt auf dem Rücken der Pferde,
in der Gesundheit des Leibes und am Herzen des Weibes.“

Heinz wollte am 1. April 1945 die Tischlerlehre in Preußisch Holland antreten. Doch zu dem Datum war über Ostpreußen schon die Kriegsfurie hinweggerollt und vieler Leben nahm einen anderen als den geplanten Lauf. In Stieten, dem derzeitigen Aufenthaltsort der Familie Schurr seit dem 10. März 1945, war nichts mit Tischlerlehre. Heinz half auf der elterlichen Siedlung mit, wollte schließlich auch Geld verdienen und arbeitete während der Saison in der Zuckerrübenfabrik Wismar. Durch die Fürsprache seines Bruders Helmuth konnte er 1953 auf dem Gestüt Redefin die Ausbildung zum Gestütswärter machen. Als solcher war er dann etliche Jahre, von Februar bis Juni, mit Deckhengsten auf auswärtigen Deckstationen und damit zugleich Monate von seiner Frau – er hatte 1956 geheiratet – und von seinem Sohn getrennt. In den 60er Jahren wurde das Gestüt umstrukturiert in Hengststall, Reitstall für Export und Touristenstall. Letzteres wurde das Arbeitsgebiet von Heinz. Die Touristen mussten ein wenig mit Pferd und Reitbahn vertraut gemacht werden und auch mit dem Lenken eines Pferdegespanns. Außer der Aneignung einiger pferdebezogener Kenntnisse wollten sie aber auch ihren Spaß haben, wollten ein wenig unterhalten werden. Und außerdienstlich mochte Heinz auch kein Unmensch sein. Ein Schnäpschen hier, ein Bierchen da – da läpperte sich so manches Mal einiges zusammen. Margot, seiner Frau, wurde dafür einiges Verständnis abverlangt.

Bedingt durch die Wende, musste Heinz, wie sein Bruder Helmuth, 1990 in Vorruhestand gehen, genießt mit seiner Frau das Rentnerdasein in dem landschaftlich schön gelegenen Städtchen Warin in Mecklenburg.

Anneliese kam 1947 aus der Schule, half dann ihren Eltern auf der Siedlung und hat 1957 geheiratet. Ihr Mann, zeitweise auch sie, haben auf einer LPG gearbeitet. Sie haben zwei Söhne, sind Besitzer eines eigenen Hauses und es geht ihnen in jeder Hinsicht gut.

Martha, 1949 aus der Schule entlassen, hat ebenfalls geheiratet und zwei Kinder. Sie arbeitete erst in einem Kinderheim und später in einer LPG. Bedingt durch die Wende, ging sie vorzeitig in Rente.

Günter, der 1953 aus der Schule kam, heiratete 1963 und erwarb mit seiner Frau bald ein eigenes Haus. Er arbeitete in einer LPG, später in einer Baufirma. Drei Söhne entsprossen der Ehe. Seit 2001 ist Günter schwer herzkrank.



Heinz Schurr im Sommer 1969 bei einer Hengstparade in dem herrlich gelegenen Mecklenburger Landgestüt Redefin. Die Hengstparaden werden etwa acht Wochen nachdem die Decksaison vorbei ist und die Hengste von den einzelnen Deckstationen ins Gestüt zurückgekehrt sind, abgehalten. Einem zahlreichen und begeisterten Publikum wurden einst und werden auch jetzt noch anspruchsvolle reiterliche Darbietungen geboten. – Anlässlich einer Hengstparade wurden vom Gestütswärter – im Vordergrund Heinz Schurr – einzelne Hengste besonders zur Schau gestellt. Es handelte sich dabei um Vatertiere, die sich ausgesprochen gut vererbt hatten.



*1981: die Kinder von Erich und Martha Schurr
 obere Reihe (von links): Erich, Günther, Martha (verh. Graf), Heinz, Helmuth
 im Vordergrund (von links): Elisabeth (verh. Köster), Schwester von Erich
 Schurr sen., Anneliese (verh. Bauer)
 Nicht anwesend sind die Kinder Irmgard (verh. Mathews) und Reiner*



Nachruf in der regionalen Zeitung von Sternberg anlässlich des plötzlichen Todes von Helmut Schurr. Seine Verdienste um die Pferdezucht erfahren darin eine entsprechende Würdigung.

Pferde bestimmten das Leben von Helmut Schurr

Der langjährige Deckstellenleiter der ehemaligen Deckstation Sternberg, Helmut Schurr, ist im Alter von 64 Jahren am Freitag dem 29. April ganz plötzlich an einem Herzversagen gestorben. Seine drei Kindern (2 Töchter und 1 Sohn) und seine Ehefrau verloren viel zu früh ihren Vater und Ehemann.

Wir möchten sein Leben nachzeichnen, das von Kindheit an von Pferden bestimmt war.

Am 25. Dezember 1929 auf einem Gut in Ostpreußen geboren, wuchs Helmut Schurr mit Trakehnerpferden auf. Als 15-Jähriger begann er zum Kriegsende noch eine Lehre im ostpreußischen Hauptgestüt Braunsberg. 1945 kam dann der lange Treck nach Deutschland. Auf der Flucht begleiteten ihn 3 Trakehnerhengste. In Mecklenburg endete für den jungen Helmut die Flucht. Die 3 Hengste bekamen eine Zufluchtstätte im Landgestüt Redefin. Unter ihnen befand sich auch Albatroß, der später zum Hauptbeschäler avancierte und viele Jahre im Institut für Tierzuchtforschung in Dummerstorf wirkte. Die bekannte Trakehnerstute Fermate, die die Military-Olympiapferde Moha-

med und Ozeanus geboren hat und noch heute in vielen Pedigrees der Ganschower Pferde zu finden ist, war eine Tochter von Albatroß.

Die Familie Schurr siedelte sich auf einem Gut in Stieten bei Sternberg an. Helmut mußte an Vaters statt die 8 Geschwister versorgen. Mit dem Neubeginn der Pferdezucht in Mecklenburg setzte Helmut seine in Braunsberg begonnene Lehre in Redefin fort. Anfang der 50er Jahre übernahm er die Deckstation in Sternberg. In den Jahren seiner Tätigkeit als Deckstellenleiter entwickelten sich mit seiner Unterstützung solche hervorragenden Zuchtbetriebe wie Gustävel, Zarnstorf, Kladrum, Herzberg, Parchim, Wessin, Rogahn, Blievensdorf und Retzow. Auf den Turnierplätzen im Osten Deutschlands war Anfang der 50er Jahre der Reiter Helmut Schurr ein Aushängeschild mit den Hengsten des Landgestütes wie Florax, Schwertstreich, Domlicht, Arrest, Furtwängler und Lauffeuer. Noch vorhandene Dokumente und Kataloge belegen, daß er auch auf den großen Turnierplätzen wie Leipzig erfolgreich war. Über 40 Jahre war er aktiver Teilnehmer an den Redefiner Hengstparaden,

ob im Sattel oder auf dem Kutschbock. Auch nach Feierabend engagierte sich Helmut voll für den Pferdesport im Verein Kobrow. Spitzenpferde wie z.B. Orline wurden von ihm erkannt, grundausgebildet und später von Reitern wie Bernd Peters international geritten.

Nach der letzten Hengstparade in Redefin 1990 kam für ihn die bittere Versetzung in den Ruhe-

stand. Doch er beschäftigte sich bis zum Tage seines viel zu frühen Todes weiterhin intensiv mit Pferden. Seinem Pferdeverstand entsprechend hatte er moderne Zuchtstuten im Stall, die ihn bei Zuchtschauen immer weit vorn gehen ließen.

Die Pferdewelt in Mecklenburg-Vorpommern verliert in Helmut Schurr einen großen Pferdeman. fw



Bei der Elitestutenschau 1993 konnte Helmut Schurr noch mit einer sehr guten Stute prämiert werden

Erich kam 1954 aus der Schule und erlernte das Schmiedehandwerk. Sein Berufsziel war Lokführer. Er wurde es und übte diesen Beruf bis zu seinem 60sten Lebensjahr aus. Erich ist verheiratet und Vater eines Sohnes.

Reiner, der Jüngste, erlernte das Elektrikerhandwerk. Er heiratete, wurde Besitzer zweier Häuser und Vater zweier Söhne. Mit 50 Jahren Invalide geworden, lebt er jedoch in guten Verhältnissen.

Die Einwohner von Kerschitten 1944 und deren kriegsbedingte Opfer

(Die Auflistung der einzelnen Dorfbewohner kann, speziell bezüglich Kerschitten, mit Fehlern behaftet sein.)

1	v. Reibnitz, Leopold Albrecht	19. 7. 1890	Majoratsherr	} Die Besitzerfamilie. Sie hatte ihren Wohnsitz jedoch nicht in Kerschitten
2	v. Reibnitz, Dora	10. 1. 1902	Ehefrau	
3	v. Reibnitz, Hubertus	26. 4. 1939	Sohn	
4	Walzer, Kurt	26.10. 1881	Gutsverwalter	
5	Warschuß, Ida	15.10. 1877	Haushälterin	
6	Schmidt, Willy		Landarbeiter, Sohn v. 12 u.13, gefallen	
7	Schmidt, Liesbeth, geb. Schulz		Ehefrau	
8	Schmidt, Ulla		Tochter	
9	Liedtke, Friedrich	25. 3. 1883	Stellmacher, 3. 5 .45 v. d. Russen erschossen	
10	Liedtke, Martha, geb. Reimann	2. 2. 1886	Ehefrau	
11	Liedtke, Gerhard	3. 6. 1924	Sohn'	
12	Schmidt, Ferdinand	10.12.1887	Melkermeister, 1945 in Russland verstorben	
13	Schmidt, Marie geb. Renz	21. 9. 1890	Ehefrau	
14	Schmidt, Fritz		Sohn, Landarbeiter vermisst in Russland	
15	Schmidt, Maria	30.12. 1920	Tochter	
16	Schmidt, Walter	etwa 1924	Sohn, Landarbeiter	
17	Schmidt, Lotte	21.12. 1925	Tochter	
18	Schmidt, Paul		Sohn, vermisst an der Ostfront	
19	Markau, Fritz	8. 3. 1912	Landarbeiter, gefallen	

20	Markau, Gertrud, geb. Siebental		Ehefrau
21	Markau, Dora	5. 6. 1931	Tochter
22	Markau, Ursula	16. 8. 1934	Tochter
23	Markau, Gerda	24. 1. 1940	Tochter
24	Röwer	1907	Landarbeiter
25	Röwer, Martha	17. 3. 1907	Ehefrau
26	Röwer, Ida	25. 5. 1929	Tochter
27	Röwer, Arthur	5.11. 1930	Sohn
28	Röwer, Reinholt	26. 7. 1942	Sohn
29	Bettin, Fritz		Landarbeiter, vermisst
30	Bettin, Frieda	13. 8. 1911	Ehefrau
31	Bettin, Helmut	27. 7. 1933	Sohn
32	Bettin, Dora	6. 5. 1937	Tochter
33	Kemke, Auguste, geb. Podlich	24.12. 1891	Witwe des Schmiedemeisters W. Kemke
34	Kemke, Heinz		Sohn
35	Kemke, Herbert		Sohn, gefallen an der Ostfront
36	Klotzowski, August		Landarbeiter
37	Klotzowski, Emma	25. 11. 1899	Ehefrau
38	Klotzowski, Trude	25. 4. 1928	Tochter
39	Klotzowski, Lotte	27. 11. 1921	Tochter
40	Klotzowski, Karl	29. 7. 1934	Sohn
41	Klotzowski, Elfriede	6. 2. 1936	Tochter
42	Klotzowski, Martha	3. 7. 1938	Tochter
43	Klotzowski, Helga	23. 2. 1942	Tochter
44	Schmelzer, Wilhelm		Landarbeiter, gefallen
45	Schmelzer, Johanna, geb. Schmidt		
		19. 1. 1916	Ehefrau
46	Schmelzer, Waltraud	14. 2. 1934	Tochter
47	Schmelzer, Horst	21. 8. 1939	Sohn
48	Schmelzer, Franz		Landarbeiter, gefallen
49	Schmelzer, Else	6. 2. 1916	Ehefrau
50	Schmelzer, Alfred	29.10. 1933	Sohn
51	Schmelzer, Lothar	20. 2. 1938	Sohn
52	Schmelzer, Renate	25. 9. 1943	Tochter
53	Schurr, Erich	29. 1. 1908	Landarbeiter
54	Schurr, Martha, geb. Markau	19.12. 1907	Ehefrau

55	Schurr, Irmgard	25. 8. 1927	Tochter
56	Schurr, Liesbeth	25. 1. 1929	Tochter
57	Schurr, Helmuth	25.12. 1929	Sohn
58	Schurr, Heinz	28.12. 1930	Sohn
59	Schurr, Anneliese	13. 7. 1932	Tochter
60	Schurr, Martha	24. 6. 1934	Tochter
61	Schurr, Erich	6.10. 1935	Sohn
62	Schurr, August	9. 4. 1873	Kutscher (Vater von 53)
63	Krüger, August	2. 6. 1889	Landarbeiter
64	Krüger, Anna, geb. Koritzki	21. 7. 1897	Ehefrau
65	Krüger, Meta	28. 7. 1926	Tochter
66	Krüger, Willy	1.10. 1927	Sohn
67	Krüger, Ella	21.12. 1929	Tochter
68	Krüger, Heinz	23. 9. 1931	Sohn
69	Krüger, Hildegard	6.10. 1935	Tochter
70	Schiek		Landarbeiter
71	Schiek, Frieda, geb. Krüger	19. 4. 1920	Ehefrau
72	Werkhoff, Helene	22. 1. 1922	Hausangestellte im Gutshaus
73	Weiß, Hermann		Hofmann, vermisst
74	Weiß, Bertha	22. 1. 1901	Ehefrau
75	Weiß, Fritz		Sohn, gefallen
76	Weiß, Willi		Sohn
77	Weiß, Ernst		Sohn
78	Weiß, Kurt	3. 1. 1931	Sohn
79	Reimann, Walter	10. 1. 1888	Schmied, vermisst
80	Reimann, Ida, geb. Meier	28. 3. 1888	Ehefrau
81	Reimann, Ernst		Sohn
82	Reimann, Wilhelm		Sohn, vermisst
83	Reimann, Walter		Sohn
84	Reimann, Ella		Tochter
85	Pätzel, Horst	19. 8. 1916	Landarbeiter
86	Pätzel		Ehefrau
87	Pätzel, Martha	8. 7. 1885	Witwe
88	Pätzel, Elisabeth	5. 9. 1922	Tochter
89	Braun, Lotte, geb. Pätzel	21. 1. 1912	

Laut Adressbuch des Kreises Preußisch Holland von 1925 werden in Kerschitten folgende Personen bzw. Familien genannt:

v. Reibnitz, Hans,	Majoratsbesitzer
Neukauff, Walter,	Major a.D. als Administrator
Damm, Hans,	Inspektor
Schweckling, Gerda,	Hauslehrerin bei Neukauff
Post, Wilhelm,	Gärtner
Segler, Karl,	Stellmacher
Krake, Wilhelm,	Schmied
Schmidt, Ferdinand,	Schweizer
Paulwitz, Karl,	Schäfer
Weeske, Franz,	Vorarbeiter (Hofmann)
Schurr, August,	Vorarbeiter
Broszio, Gottlieb,	Instmann
Dietrich, Otto,	Instmann
Frischmuth, Adolf,	Instmann
Hasse, Karl,	Instmann
Jagusch, Friedrich,	Instmann
Riefke, Karl,	Instmann
Romahn, Emil,	Instmann
Kunkel,	Landwirt ?

Die Flucht der Kerschittener Bewohner

Herausgerissen aus althergebrachter Ordnung, aus behüteter Geborgenheit, setzte sich in der sternklaren, bitterkalten Nacht vom 21. zum 22. Januar 1945 auch der Kerschittener Treck in Bewegung.

Es waren sieben mit je zwei Pferden bespannte Leiterwagen und ein Coupé, ebenfalls mit zwei Pferden, den beiden Kutschpferden, bespannt. Das Coupé beanspruchte Kurt Walzer für sich und die Hausdame Ida Warschuß. Die anderen Fahrzeuge standen den übrigen etwa 90 Kerschittener Bewohnern und den etwa 20 seit Herbst 1944 in Kerschitten einquartierten Flüchtlingen aus dem Raum Goldap zur Verfügung. Gefahren wurden sämtliche Leiterwagen von russischen Kriegsgefangenen. Und sie machten ihre Sache sehr gut, einschließlich der Betreuung der Pferde und wenn – mit stibitztem Hafer. Keines der Pferde fiel bei der wahrhaftig strapazenreichen Flucht aus und kein Treckwagen kam ernsthaft zu Schaden. An deutschen Männern befanden sich bei diesem Treck der 63 Jahre alte Kurt Walzer, sein 61 Jahre alter Kutscher August Schurr und der ebenfalls 61 Jahre alte Friedrich Liedtke, dem die eigentliche Treckbetreuung oblag. Ferner war noch als Wachmann für die Kriegsgefangenen der durch eine erlittene Verwundung nicht mehr kriegsdiensttaugliche Willy Weiß, der Sohn des Hofmanns Hermann Weiß. Ein Wachmann war hier im Grunde fehl am Platze. Diese demaskierten, in friedfertiges Zivil gekleideten Kriegsgefangenen waren selbst bemüht, zwischen sich und der Roten Armee einen genügenden Abstand zu behalten. Übrigens ist Willy Weiß im weiteren Verlauf der Flucht von der Feldgendarmerie kassiert und wieder als Vaterlandsverteidiger eingesetzt worden.

Der Fluchtweg dieses Trecks mit dem vordringlichen Ziel, möglichst rasch hinter die Weichsel zu gelangen, führte über Jankendorf, Baumgarth, bei Einlage die Nogat passierend auf der Reichsstraße 130 in Richtung Danzig. Bei Käsemark wurde die Weichsel mittels einer Fähre überquert. Das allerdings erst nach einer sich fast 48 Stunden hinziehenden Wartezeit bzw. langsamem Vorrücken, bis endlich die Pferdehufe auf die Fähre polterten. Gewiss, es gab noch andere Möglichkeiten der Weichselüberquerung, doch überall das gleiche Problem: 48 Stunden im Freien ausharren – und es war bitter-, bitterkalt.

Südlich von Danzig im Raum Praust machte der Treck für eine Woche Rast. Nun ging man daran, die Leiterwagen mit Verdecken auszurüsten. Die sowjetischen Kriegsgefangenen, im Improvisieren Meister, formten aus biegsamem Holz Bügel für die Fahrzeuge, die dann mit Planen, Teppichen und dergleichen überspannt wurden. Jetzt fanden sie, die ganz Kleinen und die Alten, auf den Fahrzeugen zumindest Windschutz. – Die Flucht ging weiter. Erbarmungslos die Witterung, grausam die vereisten Straßen, mechanisch Fuß vor Fuß setzend. Kälte, Angst, Verzweiflung und das Grauen waren die Begleiter auch dieses Trecks. Der Hunger spielte, außer bei den Kleinkindern, vorerst nicht eine so bedeutende Rolle. Kam

man doch von vollen Fleischtöpfen und hatte sich auch entsprechend eingedeckt. Nur selten bot sich für die Übernachtung eine einigermaßen warme Unterkunft. Auf dem Fluchtfahrzeug war man zur Nacht oft besser aufgehoben.

Eines Morgens liefen weinend und suchend Kinder zwischen den zur Nacht abgestellten Fluchtfahrzeugen herum. Sie suchten ihre Oma. Die hatte man ihnen des Nachts gestohlen. Wie konnte solches geschehen? Oma, selbst nicht mehr gut zu Fuß, wurde des Abends warm und gut verpackt von den Angehörigen auf dem Fluchtwagen zurückgelassen. Leider waren verschiedentlich Langfinger sehr aktiv. Der umfangreiche, schwere Omapacken fand offensichtlich deren Interesse. Über des Packens Inhalt wird bei denen jedoch kaum Freude aufgekommen sein. Und das weitere Schicksal der Oma ist bestimmt kein beneidenswertes gewesen.

Der Kerschittener Treck, er zog weiter. Das allgemeine Leid machte gleichgültig. Das Schicksal der anderen wurde kaum noch wahrgenommen. Am Samstag, dem 10. März 1945, einem schönen Vorfrühlingstag, erreichte der Treck in Mecklenburg das recht abgelegene Gut Stieten bei Sternberg. Stieten wurde Endstation dieses Trecks, dessen angeblicher Bestimmungsort Ratzeburg in Schleswig Holstein gewesen sein soll. Kurt Walzer war erkrankt und fand bei dem dortigen Gutsverwalter, einem Herrn Kamatz, freundliche Aufnahme. Im Grunde waren alle Treckteilnehmer froh, nicht mehr den Strapazen der Flucht ausgesetzt zu sein. Zwei Kleinkinder waren diesen nicht gewachsen gewesen. An der Fluchtstraße hatte man sie in den weichen Schnee gebettet. Sie waren dort lediglich zwei von so vielen anderen. Die Zeit ließ keine Trauer zu. Und in den Bäumen saßen krächzend die Krähen.

Bezüglich Unterkunft war man sehr anspruchslos geworden, begnügte sich zu zehn und mehr Personen mit einem kleinen Raum. Und dort eng beieinander auf einer „Strohruschel“ (Strohlager). Der Begriff „menschenunwürdige Verhältnisse“ war damals für die Flüchtlinge ein unbekanntes Vokabular. Ja, man musste sich in einer fremden Welt zurechtfinden. Trotz allem kehrte fast so etwas wie Normalität ein. Frau Martha Schurr konnte vom dortigen Gemeindeamt sogar einen Bezugsschein für einen Konfirmationsanzug bekommen. Mit diesem ausgestattet, wurde ihr Sohn Heinz bereits am 18. März 1945 in der Kirche von Sternberg konfirmiert. Totaler Krieg, und dennoch funktionierten auch hier, genau wie vorher in Ostpreußen, in deutscher Zuverlässigkeit die Wirtschaft und die öffentliche Verwaltung – buchstäblich bis der Iwan über die Hausschwelle trat.

Eine Weiterflucht mit Pferd und Wagen war sehr bald nicht mehr möglich. In dem fünf Kilometer von Stieten entfernt gelegenen Sternberg wurde von der Wehrmacht Pferdemusterung abgehalten und dabei fast sämtliche Kerschittener Pferde vereinnahmt.

Das ferne Wummern der Front kam näher, wurde lauter. Mit Bangen erwartete man in Stieten die Rote Armee, die etwa am 3. Mai 1945 von dem Ort kampfflos

Besitz ergriff. Das Besitzergreifen beinhaltete auch wie andernorts erst das der Uhren und dann der Frauen. Die in den folgenden Tagen wiederholt durchgeführte Suche nach deutschen Soldaten war in Wahrheit eine Suche nach sich versteckt gehaltener Weiblichkeit, diesem sexuellen Freiwild, und nach alkoholischen Getränken. Drei Tage war jeweils der eroberte Ort der Truppe zur Plünderung freigegeben. Und die machte davon, auch vom sinnlosen Zerstören, in welchem sie ungeahnte Fähigkeiten besaßen, ausgiebig Gebrauch. Offensichtlich hatten die Rotarmisten mit dem Zählen aber Schwierigkeiten, denn die drei Tage dehnten sich erstaunlich lange aus.

Natürlich vereinnahmten sie auch ihre eigenen Landsleute, die mit dem Kerschittener Treck in Stieten angekommen waren. Vorher erfüllten sie denen noch einen Wunsch und erschossen am 3. Mai 1945 Friedrich Liedtke, der sich den sowjetischen Kriegsgefangenen gegenüber nie von der besten Seite gezeigt haben soll. Erschießen wollte man auch den von polnischen Fremdarbeitern total ausgeraubten Kurt Walzer. Und das, weil man in ihm einen Kapitalisten sah. Er fand jedoch in den gefangenen Russen, die in Kerschitten im Arbeitseinsatz gewesen waren, wohlwollende Fürsprecher. Waren sie für ihn doch nie die von den Nationalsozialisten propagierten „Untermenschen“ gewesen.

Elsa Schmelzer mit ihren beiden Kindern Alfred und Lothar – die 1943 geborene Renate war auf der Flucht verstorben – sowie Frau Ida Reimann mit den Kindern Ernst und Ella unternahmen noch im Mai 1945 eine Rückkehr nach Kerschitten. Frau Reimann wollte vor allem nach dem Verbleib ihres zum Zeitpunkt der Flucht in Kerschitten zurückgebliebenen Mannes forschen. Kerschitten erreichten die Rückkehrer – jedoch nicht das Kerschitten und dessen Umfeld, welches sie erst vor wenigen Monaten verlassen hatten und in das sie zurückzukehren gedachten.

Beide Frauen wollten nicht das Schicksal der im Lande verbliebenen Deutschen teilen und sich von Russen und Polen als Arbeitsklaven vereinnahmen lassen. Ihnen gelang eine zweite Flucht.

Das Kirchspiel Königsblumenau

Chronik, Geschichte und Einzelberichte

Weitere Berichte behandeln die Orte:

Kerschitten

Prussisch ja, deutsch ja, polnisch vor 1945 zu keiner Zeit - das besagt der geschichtliche Steckbrief der im Kreis Preussisch Holland gelegenen Kirchgemeinde Königsblumenau.

Von Kerschitten und seinen Bewohnern berichtet dieser Auszug aus dem Gesamtwerk.

- Alt Dollstädt
- Gross Brodsende
- Königsblumenau
- Krapen
- Mehland
- Neu Dollstädt
- Opitten
- Petersdorf
- Powunden
- Rossitten
- Stein



Horst Zlomke, der Autor des Gesamtwerkes „Das Kirchspiel Königsblumenau“, wurde am 14. Februar 1923 in Opitten geboren. Als Sohn eines Bauern, geboren und aufgewachsen in einem kleinen Ort in Ostpreussen, der Kornkammer des Deutschen Reiches, war die berufliche Orientierung von Horst Zlomke naheliegend. In seiner Familienchronik „Aerbarmung“ schreibt er: „Dass ich einst Bauer sein würde, Bauer im weitesten Sinne, war für mich selbstverständlich“.

Die Ausübung des erlernten Berufes wurde durch den Krieg und die Vertreibung aus der geliebten Heimat, wie bei unzähligen anderen Leidensgenossen, jedoch jäh zunichte gemacht.

Und trotzdem – oder vielleicht gerade auf Grund seiner eigentlichen Berufung „einfacher Bauer zu sein“ – lebt das bäuerliche Ostpreussen in den Berichten von Horst Zlomke auf. Mal spannend, mal amüsant, immer jedoch aus tiefstem Herzen und gelebter Überzeugung geschrieben, entführen uns seine Berichte in die Erinnerung an ein geliebtes Land. Und, so unglaublich es auch erscheinen mag, diese Erinnerungen erleben nicht nur diejenigen unter uns, welche zur „Erlebnisgeneration“ gehören. Uns in Horst Zlomkes Berichte vertiefend, spüren auch wir jüngeren Nachkriegsgeborenen die Bande, welche uns mit der Heimat unserer Eltern und Grosseltern verbinden.